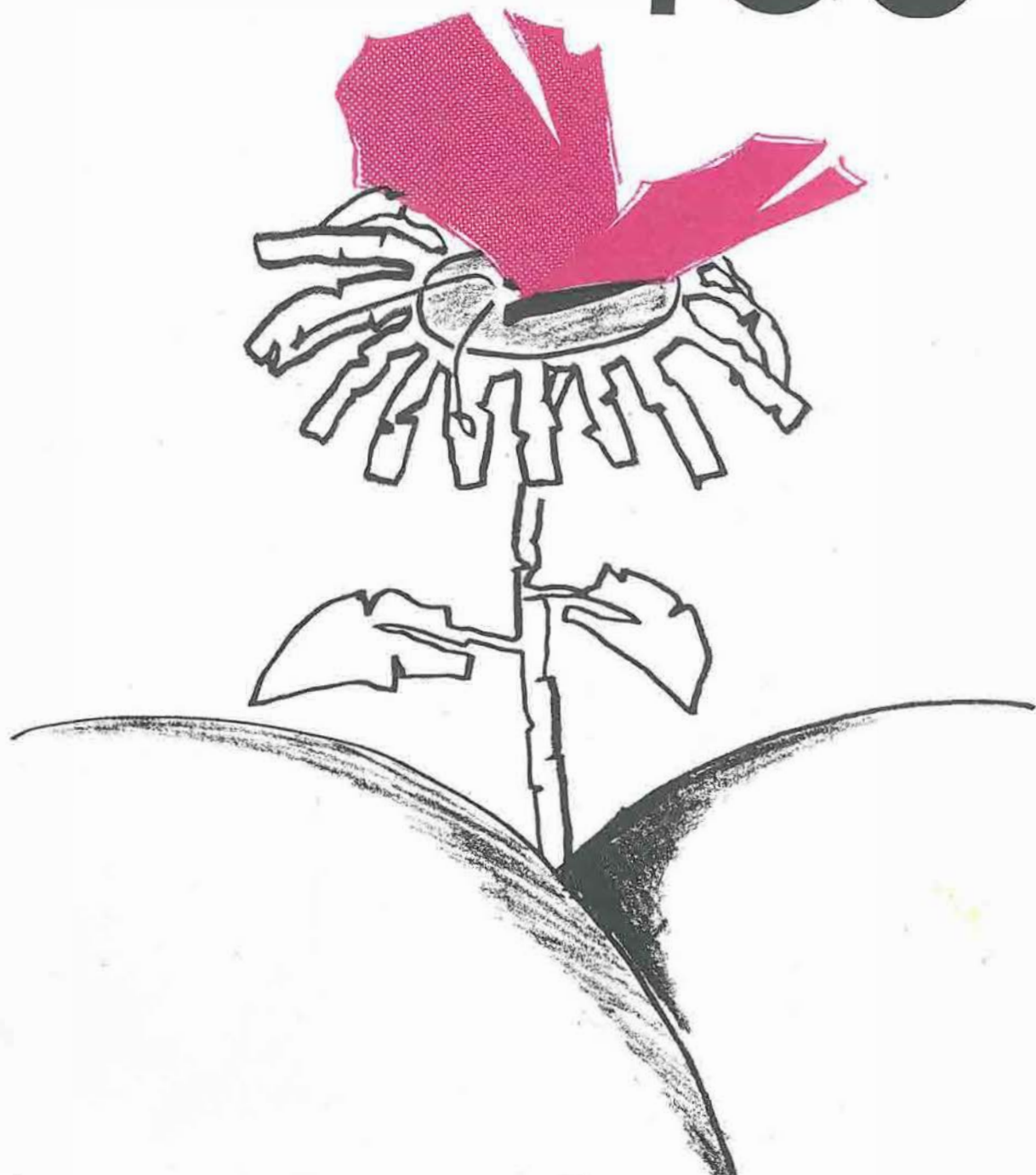


P.b.b.
VERLAGSPOSTAMT 4020 LINZ
LOS Nr. 15
5. Jahrgang, Juli 1987
Einzelpreis: öS 30,- (DM 5,-)

res

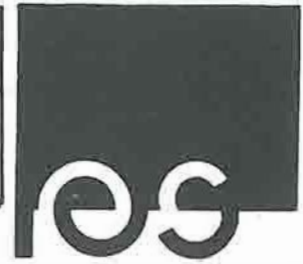


Behinderte Sexualität

LOS Nr. 15

5. Jahrgang, Juli 1987

Einzelpreis: öS 30,- (DM 5,-)



Impressum



Herausgeber:

Arbeitsgemeinschaft LOS
c/o Kurt Schneider,
Blumengasse 21/6, 1170 Wien

Medieninhaber (Verleger):

Arbeitsgemeinschaft LOS
c/o Klaudia Karoliny,
Hallestraße 1/2, A-4030 Linz

Druck: eigene Vervielfältigung

Bankverbindung:

Zentralsparkasse der Gem. Wien
Kto.Nr. 542 143 705
(ARGE LOS, Elisabeth Hyrtl)

Offenlegung nach § 25 Mediengesetz:
Grundlegende Richtung des Mediums:
Zeitschrift gegen Aussonderung mit
dem Ziel, Zustände und Mißstände
aufzuzeigen sowie Alternativen
vorzustellen und zu fordern.

Layout: Gunther W. Trübswasser

Bezugsbedingungen:

(Erscheinungsweise vierteljährlich)
Einzelpreis öS 30,- (DM 5,-)
Doppelheft öS 50,- (DM 9,-)
Abo (4 Hefte) öS 100,-
(Ausland öS 120,-)

Abo-Bestellungen/Probehefte bei
Klaudia Karoliny,
Hallestraße 1/2, A-4030 Linz

Kontaktadresse für Inserate:
LOS-Verlag (Karoliny)

Redaktion Wien

Kontaktadresse:

Anna Maria Hosenseidl,
Bräuhausgasse 8/1/6

Redaktion Wien

Anna Maria Hosenseidl,
Bräuhausgasse 8/1/6
1050 Wien; Tel 5579354

Otto Anlanger

Tasso 8099
Bernadette Feuerstein
Marlies Feuerstein-
Sutterlüty

Traude Fenzl

Rudolf Forster
Erwin Hauser
Hilde Heindl
Elisabeth Hyrtl
Raimund Kosovic
Angelika Laburda
Birgit Meinhard-Schiebel
Christine Petloky
Michel Rittberger
Kurt Schneider

Redaktion München

Josef Giger,
Guardinistr. 150
D-8000 München 70

Redaktion Linz

Kontaktadresse:

Klaudia Karoliny,
Hallestr. 4020 Linz

Michael Bacher

Johannes Neuhauser
Christian Rachbauer
Gunther W. Trübswasser

Redaktion Salzburg

Wolfgang Stachl,
c/o MOHI Salzburg
Schuhmacherstraße 20
5020 Salzburg

Redaktion Innsbruck

Kontaktadresse:
Volker Schönwiese,
Achselkopfweg 1
6020 Innsbruck
Tel. 05222/830494

Helmut Schlestl
Ernst Schwanninger

Redaktion Graz

Peter Nausner,
St. Peter Hauptstr. 33d/14
8042 Graz
Tel. 0316/419865

Inhaltsverzeichnis

Die Geisteskrankenkartei- Ende nicht in Sicht	4
Die mobilen Hilfsdienste Österreichs	7
Schwerpunktthema: Behinderte Sexualität	11
"Wie gut, daß ich nicht so aussehe!"	16
Sollen, können, dürfen Ex- perten über Behindertensexu- alität reden	29
Paarbeziehung im Heim	33
Von der Schwierigkeit, über (erlebte) Sexualität zu schreiben	47
Die Schwierigkeit, Sexuali- tät zu begreifen	49
Buchbesprechungen	50

Zeichnungen und Montagen
(augenommen Seite 46):
Gunther W. Trübswasser

Editorial

Wir hoffen, Liebe/r LOS-Leser/in, Du freust Dich genau so wie wir, daß Du wieder einmal ein neues LOS-Heft in Händen hast. Im Frühjahr ist ein Heft ausgefallen, das Thema "der gläserne Behinderte" stellte sich als zu undurchsichtig heraus. Es wäre darum gegangen, zu beschreiben, in welchem Maße Behinderte schon erfaßt, gezählt, privat durchleuchtet sind, indem sie Objekte der Sozialbürokratie sind. Man kann kaum mehr mit einem Taxi unterwegs sein, ohne daß nicht irgendwelche Ämter der Finanzierung wegen die Kontrolle darüber haben, ob das wohl noch ein gerechtfertigtes Anliegen ist, das Behinderte da ausleben. Einen "Restartikel" des verlorenen Themas drucken wir in dieser Nummer; den Artikel von Rudi Forster über die Geisteskrankenkartei. Wir sind weiter mit den versprochenen Jahres-Seitenzahlen für die Hefte im Rückstand, aber wir versprechen

.....

Das Thema "Sexualität" der vorliegenden Nummer ist auch ein großes und schwieriges Thema und liegt uns schon lange im Magen. Im Mittelpunkt des Heftes sind nicht so sehr direkte Betroffenenberichte, sondern zwei lange Artikel von Nichtbehinderten (Barbara Rohr und Günther Raabe), die in Institutionen mit Behinderten arbeiten. Wir hoffen, daß das Denken, das in diesen Artikeln zum Ausdruck kommt, vorbildlich und anregend ist.

Der Artikel von Günther Raabe ist uns vor einigen Jahren zufällig in die Hände geraten. Der Versuch Herrn Raabe zu erreichen ist mißlungen. Wir erhielten durch das Heim in Wilhelmshafen, in dem er Leiter war, die Auskunft, daß sich das Heim vor fünf Jahren von ihm getrennt hat, und man nicht bereit ist, uns bei der Kontaktaufnahme mit Herrn Raabe zu helfen. Es wurde auch mitgeteilt, daß der Artikel, den wir nun drucken, noch nie veröffentlicht worden ist. Wir bitten unsere deutschen LOS-Leser uns zu helfen Herrn Raabe zu finden. Wir finden seinen

praktischen Ansatz derart beachtenswert, daß wir ihn gerne treffen möchten (wenn auch sein ideologischer Hintergrund nicht ungeteilte Zustimmung in der Redaktion findet).

In den Artikeln von Helmut Schiestl und den Schwerpunkt-Bearbeitern dieses Heftes kannst Du - geschätzte/r LOS-Leser/in - auch ein Stück Auseinandersetzungen innerhalb der LOS-Redaktion nachvollziehen.

Wie immer freuen wir uns sehr über Reaktionen und Antworten an die LOS-Redaktion.

Schwerpunktredaktion: Irene Lauschmann
Volker Schönwiese

Zum Schluß noch der Hinweis auf schon sehr bekannte Darstellungen von Betroffenen, die wir jetzt nicht näher beschreiben, aber jedem LOS-Leser, der sie noch nicht kennen sollte dringendst ans Herz gelegt werden.

Ursula Eggli, Herz im Korsett, Zytglogge Verlag, Bern 1977

Jürgen Hobrecht, Du kannst mir nicht in die Augen sehen, zuerst erschienen beim März-Verlag Frankfurt 1981, dann von roro nachgedruckt und wir fürchten zwar vergriffen, aber bei vielen Leuten aus der Behinderten-"Scene" auszuleihen.

Film: "Behinderte Liebe" von Marlies Graf zusammen mit einer Schweizer Gruppe von Behinderten und Nichtbehinderten, der u.a. auch B. Bächinger, Fredy Fuchs und Ursula Eggli angehörten. Entlehnt kann der Film werden bei: Filmladen Wien, Mariahilfer-straße 58/7, 1070 Wien, Tel. 94 43 62 und 93 44 79.

Cilly Schwerdt, Lieben ohne "schön" zu sein, Psychologie Heute, November 1981

Die Geisteskrankenkartei — Ende nicht in Sicht

Rudolf Forster

Das Thema "Geisteskrankenkartei" - für Insider: Ges-Kartei - ist nicht neu. Es gibt dazu nichts Wesentliches zu sagen, was nicht bereits gesagt worden wäre und nichts zu fordern, was nicht bereits gefordert worden wäre. Die Ges-Kartei ist ein fortbestehender Skandal - allerdings ohne aktuellen Skandalwert. Das enthebt nicht der Notwendigkeit, wieder einmal darauf aufmerksam zu machen und aus der Erfolgslosigkeit der bisherigen Bemühungen zu lernen.

Was ist die Ges-Kartei?

Bei der Ges-Kartei handelt es sich um bei den Bundespolizei- bzw. den Bezirksverwaltungsbehörden eingerichtete Handkarteien. In diesen werden alle Personen registriert, die von einem Polizei- oder Amtsarzt wegen Verdachts auf Geisteskrankheit untersucht wurden. Zu diesen Untersuchungen kommt es vornehmlich aufgrund der im Krankenanstaltengesetz festgelegten Einschaltung von Amts- oder Polizeiarzten bei der Entscheidung über die zwangsweise Einweisung von als geisteskrank verdächtigen Personen in geschlossene Anstalten. Die Registrierung in der Ges-Kartei erfolgt in jedem Fall, gleichgültig, ob der Verdacht auf Geisteskrankheit von Amts-/Polizeiarzt bestätigt befunden oder zurückgewiesen wurde und unabhängig davon, ob tatsächlich eine zwangsweise Einweisung erfolgte oder eine andere Lösung gefunden wurde; schließlich unabhängig davon, ob die Ärzte der psychiatrischen Anstalten das Urteil des

in der Regel fachlich nicht besonders qualifizierten Amts- oder Polizeiarztes bestätigt haben oder nicht. Zusätzlich sieht das Krankenanstaltengesetz eine obligatorische Verständigung der zuständigen Bundespolizei- bzw. Bezirksverwaltungsbehörden bei Entlassung von zwangsweise angehaltenen Personen vor. Auf diese Weise erhalten diese Behörden auch Kenntnis über Personen, die nicht durch einen Amts- oder Polizeiarzt eingewiesen worden waren.

Zur Veranschaulichung der quantitativen Dimension: Trotz eines Rückgangs der zwangsweisen Psychiatrie-Aufnahmen betrifft dieses Ereignis zur Zeit noch immer ca. 12.000 Personen per Jahr, von diesen werden ca. zwei Drittel durch Amts- oder Polizeiarzte eingewiesen.

Die Kritik an der Ges-Kartei

Bereits vor ca. 10 Jahren war die Auflösung der Geisteskrankenkartei das Ziel einer von vielen Personen unterstützten Kampagne der Demokratischen Psychiatrie Wien. Diese erreichte im April 1978 mit der Überreichung von ca. 6.500 Unterschriften an den damaligen Innenminister Lanc ihren Höhepunkt. Die Demokratische Psychiatrie deklarierte ihre Aktion gegen die Ges-Kartei als Teil des Kampfes gegen eine Psychiatrie der Unterdrückung und Gewalt. Als unterdrückend und gewaltsam wurde die Ges-Kartei in zweierlei Hinsicht eingeschätzt: In ihrem symbolischen, Vorurteile zementierenden Gehalt und in ihren realen, benachteiligenden Folgen:

Wenn die Sicherheitsbehörden es für notwendig befinden, Personen lebenslang registriert zu halten, die einmal psychisch auffällig geworden sind, so könne das nur heißen, daß dies als Anzeichen einer unveränderlichen, unberechenbaren und potentiell gefährlichen Verrücktheit betrachtet werden, die durch staatliche Kontrolle in ihren schädlichen Auswirkungen begrenzt werden müsse. Nachteile und Schikanen wurden vor allem für den Führerscheinbesitz, aber auch für Pragmatisierungen, den Zugang zu bestimmten Ausbildungen (z.B. Lehrer), die Ausstellung von Reisepässen und anderes mehr berichtet.

Minister Lanc zeigte - wie es in einer Aussendung der Demokratischen Psychiatrie hieß - am 19.4.1978 Verständnis für das an ihn herangetragene Anliegen, behielt sich jedoch u.a. vor, auf die Ergebnisse einer bevorstehenden Enquete über die Reform der Entmündigungsordnung zu warten. Bei dieser Enquete ergriff Minister Lanc auch selbst das Wort. Dieser Wortmeldung ist eine präzise Definition des Charakters und der Funktion dieser Kartei zu entnehmen (vgl. den Enquete-Bericht des Bundesministeriums für Justiz, S.46-68):

Bei der sogenannten Geisteskranken-evidenz handelt es sich ja in Wirklichkeit um das Gesundheitsprotokoll, abgekürzt Ges. Es ist das eine zentrale Erfassung von Informationen aus Akten, betreffend die von den Polizei- und Amtsärzten auf Geisteskrankheit oder Geistesstörung untersuchten Personen."

"Auskünfte aus dieser Kartei werden auf Verlangen jenen Dienststellen erteilt, die im Zusammenhang mit der Erteilung von Berechtigungen gesetzlich verpflichtet sind, die Verlässlichkeit und die persönliche Eignung des Stellers eines Antrages nach einem bestimmten Bundesgesetz zu überprüfen."

"Die Zulässigkeit dieser Auskunftserteilung ergibt sich aus den Bestim-

mungen über die Amts- und Rechtshilfe."

Klargestellt war damit u.a. die Sonderstellung psychischer Auffälligkeiten in der behördlichen Gesundheitsaufsicht. Im übrigen ging Minister Lanc nicht weiter auf die geforderte ersatzlose Abschaffung der Ges-Kartei ein.

Ges-Kartei und die Reform der gesetzlichen Grundlagen der Zwangseinweisung

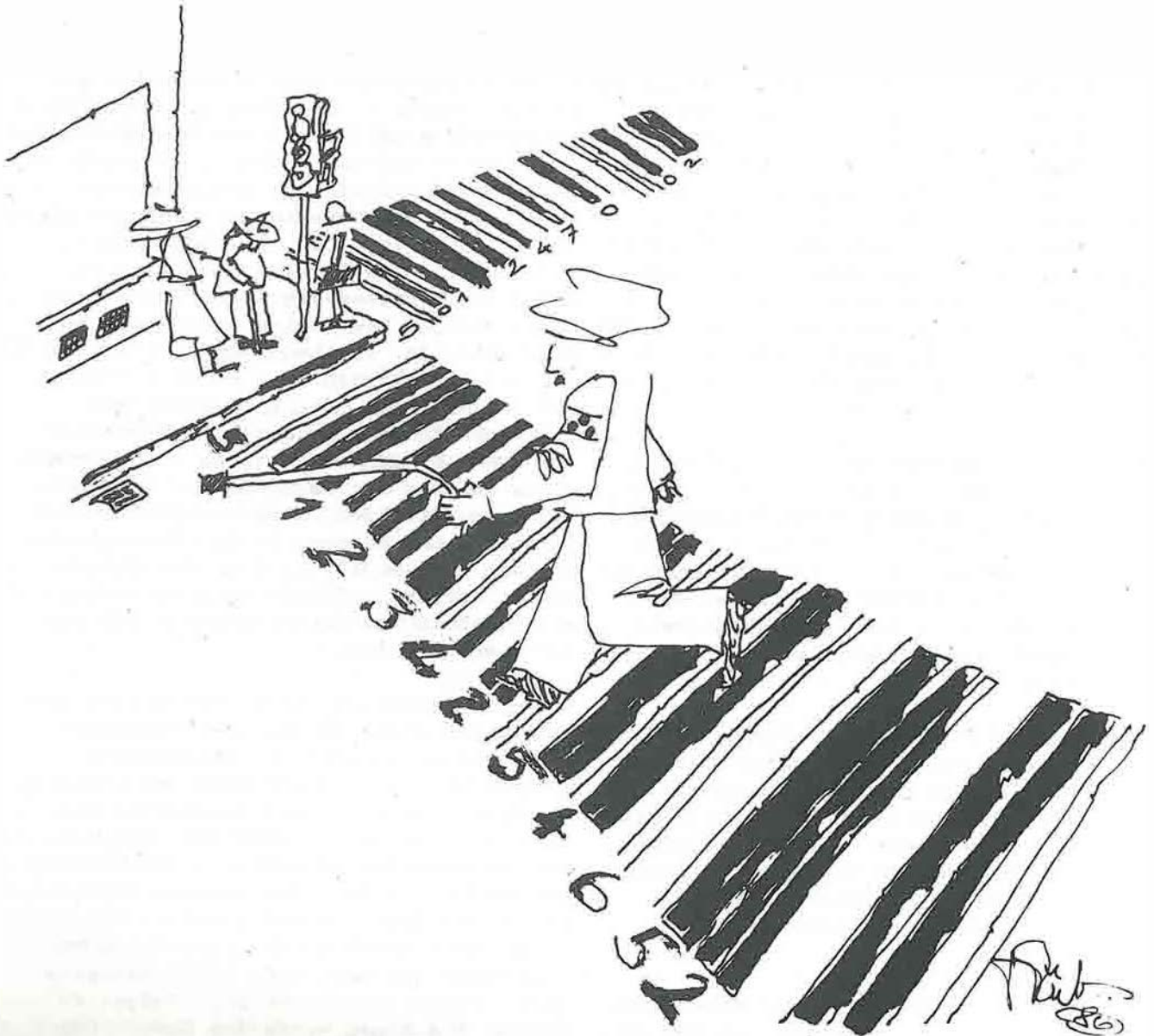
Das weitere Schicksal der Ges-Kartei wurde in der Folge an die durch die genannte Enquete in die Wege geleitete Gesetzesreform im Bereich der Zwangseinweisung und -anhaltung geknüpft. Erstmals 1982 unter Minister Dr. Broda, unverändert 1983 unter Minister Dr. Ofner als Regierungsvorlage für ein "Rechtsfürsorgegesetz" dem Parlament zugeleitet, ist diese Gesetzesreform bis heute nicht verwirklicht. Die Regierungsvorlage sah zwar keinerlei Verständigungen von Verwaltungsbehörden oder anderen Stellen von der Aufnahme oder Entlassung von psychisch Kranken in geschlossenen Bereichen von Krankenanstalten vor. Dennoch würde das die Ges-Karteien nur zum kleinen Teil betreffen: Denn weiterhin wären Amtsärzte und Polizei in den Einweisungsvorgang eingeschaltet, d.h. die Informationen würden großteils auch weiterhin als Ergebnis von Amtshandlungen für die Karteien abfallen.

In der Zwischenzeit haben Betroffene sowohl durch Anrufung des Verwaltungsgerichtshofes als auch der Datenschutzkommission die Einsichtnahme und Löschung ihrer Eintragung in die Ges-Kartei versucht - allerdings vergeblich: Der Verwaltungsgerichtshof erklärte die Führung der Kartei als Teil der inneren Organisation und damit keiner gesetzlichen Grundlage bedürftig. Es müsse der Behörde unbenommen bleiben, über Amtshandlungen ihrer Organe interne Aufzeichnungen zu führen. Blauäugig wurde dem Beschwerde-

fürher geraten, "sich einem allfälligen Versuch, allein aus der Tatsache seiner Verzeichnung in der Kartei etwa auf die Belastung einer Geisteskrankheit zu schließen, wirksam zu widersetzen." Die datenschutzrechtlichen Bestimmungen wiederum greifen bei den Ges-Karteien nicht, da diese manuell geführt werden und in diesem Bereich bisher – wohl mit Absicht – auf die Errungenschaften der Computer-

technik verzichtet wurde.

Der Ges-Kartei ist also derzeit rechtlich nicht beizukommen. Eine Selbstbeschränkung der Behörden ist nicht in Sicht. Was der moderne Sicherheitsstaat einmal registriert und kartiert hat, läßt er nicht mehr so leicht los. Dazu zwingen kann ihn nur ein klares gesetzliches Verbot. ■



Die mobilen Hilfsdienste Österreichs

Kontaktadresse: Mag. Karl Schwediauer,
Mobiler Hilfsdienst
Rechte Donaustraße 7
4020 Linz

An alle Mitglieder des Parlaments

1010 Wien

Vorschlag der mobilen Hilfsdienste Österreichs für eine parlamentarische Anfrage an den Minister für Soziales und den Minister für Gesundheit, Vorschlag für einen Entschließungsantrag des Parlaments

Anfrage:

1. Was macht der Bund, um Heimelend zu beseitigen bzw. abzubauen?
2. Wieviel Geld investiert der Bund für bestehende ambulante Dienste zur Hilfe für pflegebedürftige und behinderte Personen?
3. Wie werden ambulante Dienste weiterhin durch den Bund nach Auslaufen der Arbeitsmarktförderung (Aktion 8000) finanziert?
4. Bis wann wird die Bundesregierung ein Pflegegesetz/Pflegeversicherung einführen bzw. mit den Ländern Vereinbarungen treffen, damit die Betroffenen tatsächlich bedarfsentsprechende Hilfen mit einem entsprechenden Rechtsanspruch bekommen?

Entschließungsantrag des Parlaments

Der Nationalrat möge entschließen: Es ist sofort eine ministerielle Arbeitsgruppe einzurichten, die das Thema Pflegegesetz

diskutieren soll und Vorschläge auszuarbeiten hat, die dem Parlament binnen Jahresfrist zu berichten sind.

Zusammensetzung der Arbeitsgruppe: Zu gleichen Teilen

- a) Ministerielle Beamte und von ihnen genannte Fachleute, sowie
- b) Vertreter von Initiativgruppen, ambulanten Diensten, Interessensverbänden und von ihnen genannten Fachleuten.

Zusätzlich noch je ein Vertreter der Parlamentsparteien.

Begründung:

Der Zwang für behinderte und pflegebedürftige Personen ins Heim gehen zu müssen, weil Angehörige bei der Pflege überfordert sind, ist ein unhaltbarer Zustand.

Die Problematik der Pflegeabhängigkeit wird in Zukunft insofern zunehmen, als in den nächsten Jahrzehnten die Anzahl der Mitbürger über 60 Jahren stark steigen wird und die Anzahl der über 75jährigen Personen dabei überproportional zunehmen wird. Das Risiko, in diesem Alter pflegebedürftig zu werden, steigt ganz erheblich. Dem gegenüber nimmt die Zahl der jungen Menschen ab. So errechnete z.B. die oberösterreichische Landesregierung einen zusätzlichen Bedarf von 1000 Pflegebetten zwischen 1985 und 1990.

Es ist auch nicht anzunehmen, daß die Anzahl der Unfallopfer in Zukunft abnehmen wird.

Durch die Kenntnis der Folgen früher Heimeinweisungen bei Kindern (z.B. Hospitalismus) steigt der Anspruch behinderter Kinder, in ihrer gewohnten Umge-

bung (Familie, Regelschule) zu bleiben. Auch dies macht neue Anstrengungen zum Ausbau ambulanter Pflegeeinrichtungen notwendig.

Dieser Anspruch muß natürlich auch Unfalltopfern und erwachsenen Behinderten und pflegebedürftigen Personen zugestanden werden, damit ihnen durch Errichtung ambulanter Hilfsdienste Heimeinweisung und damit mehr oder weniger vollständige Entmündigung erspart bleibt.

Da traditionsgemäß die Pflege von Angehörigen durch Frauen übernommen wird, entsteht die Situation, daß die Frauen unentgeltlich Zusatz- und Schwerarbeit verrichten und damit auf ihre persönliche Freizeit verzichten müssen, sowie auf viele andere Möglichkeiten ihrer Lebensgestaltung, wie z.B. auf ihre berufliche Entfaltungsmöglichkeit. Zur Entlastung pflegender Familienangehöriger ist der Ausbau ambulanter Dienste erforderlich.

Die Entscheidung zum Ausbau personalintensiver ambulanter Dienste auf Kosten kapitalintensiver stationärer Einrichtungen würde in der derzeit angespannten Situation am Arbeitsmarkt noch zusätzlich einen volkswirtschaftlichen Nutzen bringen, weil damit ein neuer gesellschaftlich sinnvoller Arbeitsmarkt geschaffen werden würde.

Die Erfahrung zeigt, daß die Länder mit Hilfe der Landesbehinderten- und Sozialhilfegesetze den aktuellen Anforderungen keinesfalls gerecht werden können. Es gibt kein formuliertes Recht auf vollständige Abdeckung der Pflegekosten. Außerdem hat weiterhin der Ausbau von stationären Pflegeeinrichtungen den Vorrang, ambulante Dienste werden nicht annähernd gleich behandelt. Kommunale und gemeindenaher Dienste sind personell extrem unterbesetzt, Selbsthilfeinitiativen wie die mobilen Hilfsdienste in Innsbruck, Salzburg und Linz kämpfen aus finanziellen Gründen Jahr für Jahr um ihre Existenz.

Deshalb erfordert diese Situation neue Finanzierungsmöglichkeiten und inhalt-

liche Zielvorstellungen in gesetzlicher Form zu entwickeln.

Uns erscheint ein Bundespflegegesetz als die beste Möglichkeit diese Zielvorstellungen in die Realität umzusetzen. Kernfragen eines solchen Gesetzes müssen sein:

1. Auf- und Ausbau gemeindenaher ambulanter Betreuung
2. Aufbau dezentraler Wohngruppenpflege mit Einheiten von max. 6 Personen bei gleichzeitigem Abbau stationärer Großeinrichtungen. Setzung eines Zeitpunktes zu dem stationäre Großeinrichtungen völlig aufzulösen sind. Vorschlag: 1997
3. Direkte Ausbezahlung des Pflegegeldes an die Betroffenen in Höhe des Bedarfs (ohne Festsetzung von Stufen und Höchstgrenzen).
4. Der Bedarf ist von einem Sozialarbeiter festzustellen. Das Pflegegeld ist ab Antrag auszuzahlen. Über Widersprüche entscheidet eine Kommission, die aus einem Sozialarbeiter, einem Vertreter des Kostenträgers, einer Vertrauensperson und eines Vertrauensarztes des Betroffenen zusammengesetzt ist.
5. Bedarfsfeststellung streng nach den Bedürfnissen und nicht nach den Ursachen von Behinderung und Pflegebedürftigkeit.
6. Unter Bedarf sind nicht nur medizinische Pflegeleistungen, sondern alle Hilfen zur Aufrechterhaltung eines selbstbestimmten Lebens behinderter und pflegebedürftiger Personen zu verstehen.
7. Leistungen sind ohne Kostenersatz durch Angehörige bzw. Eigenbeteiligung durch den Betroffenen zu erbringen.
8. Die Kosten zur Durchführung dieses Gesetzes teilen sich Bund und Länder zu gleichen Teilen.

Wir fordern alle Abgeordneten des Parlaments auf, oben genannte Anträge und den Entschließungsantrag baldigst ins Parlament einzubringen!

Mobiler Hilfsdienst Salzburg
Ernst Heidegger

Mobiler Hilfsdienst Linz
Mag. Karl Schwediauer

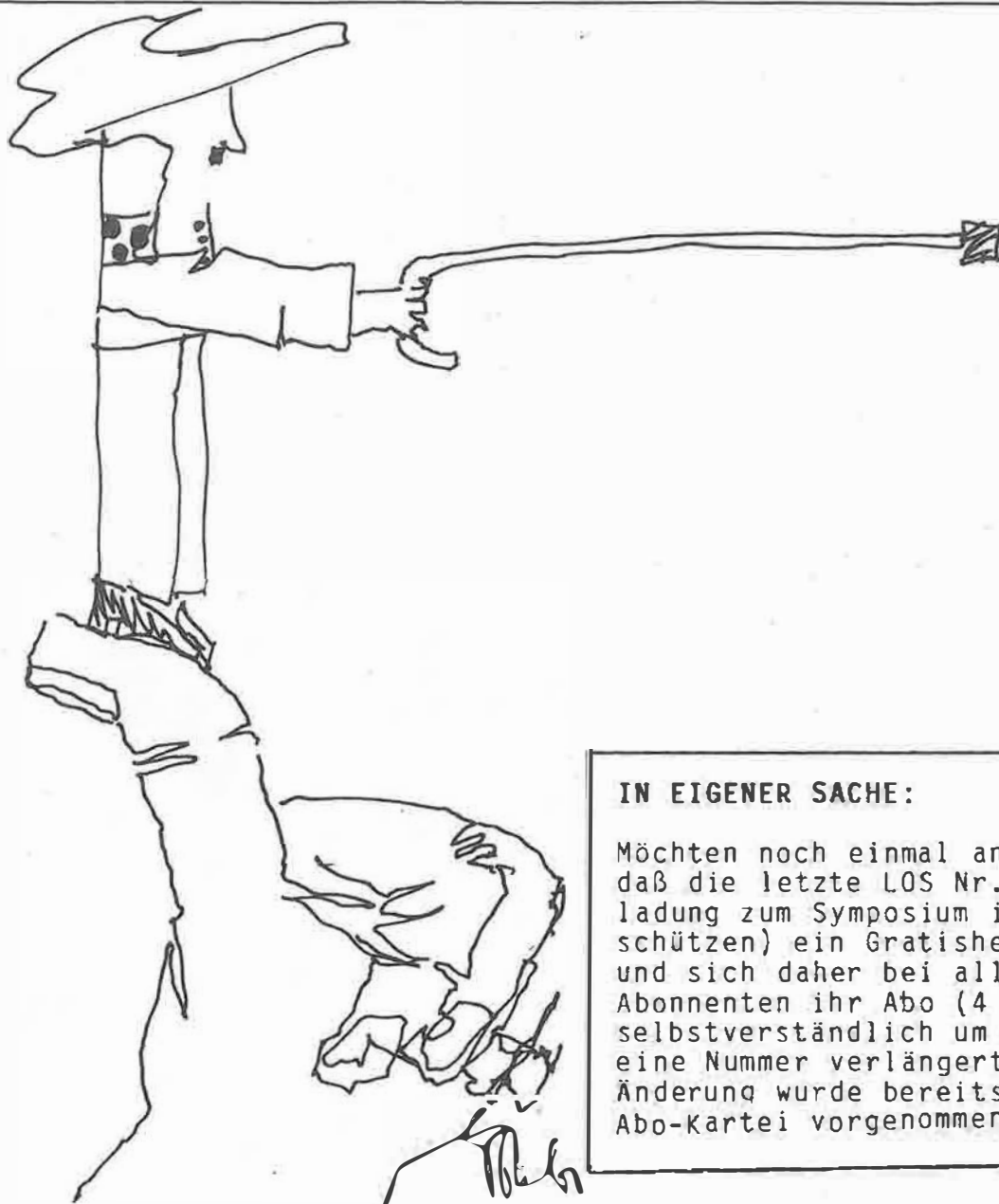
Initiative Mobiler Hilfsdienst Wien
Kurt Schneider

Projekt Mobiler Hilfsdienst Feldkirch
Daniela Kaufmann

Für die Teilnehmer des gesamtösterreichischen Treffens der MOBILEN HILFSDIENSTE:

Mobiler Hilfsdienst Innsbruck
Dr. Volker Schönwiese

St. Georgen, 26.4.1987



IN EIGENER SACHE:

Möchten noch einmal anmerken, daß die letzte LOS Nr. 14 (Einladung zum Symposium in Oberschützen) ein Gratisheft war und sich daher bei allen Abonnenten ihr Abo (4 Hefte) selbstverständlich um diese eine Nummer verlängert. Die Änderung wurde bereits in der Abo-Kartei vorgenommen.



Thib
87

Behinderte Sexualität

Über Erfahrungen von körperlich Behinderten

Volker Schönwiese (Innsbruck)

Behinderung und Sexualität, das ist ein Tabu. Dies drückt sich in einer starken Vernachlässigung in der wissenschaftlichen Literatur ebenso aus, wie im Fehlen authentischer Berichte von Betroffenen selbst.

Kaum eine gesellschaftliche Gruppe hat sich bisher derart ungenügend formuliert wie die Behinderten. Wenn es auch eine weitreichende Diskussion von Experten „über“ Behinderte gibt, so steht vor allem das gesellschaftliche „Verwertungsproblem“ in Form von Rehabilitation im Vordergrund.

Sexualität hat dabei keinen großen Stellenwert. Umso entscheidender wird die Einlösung des Rechts auf Sexualität für die Behinderten selbst, als Prüfstein für ihre persönliche und gesellschaftliche Akzeptierung, als Prüfstein für bedürfnisgerechte Rehabilitation. Es soll hier von der These ausgegangen werden, daß das Problem Behinderung und Sexualität sich rehabilitativen Maßnahmen deshalb so sehr entzieht, da es kein Problem ist, das irgend einen Sonder-Charakter hat, in dem Sinn, daß es sich prinzipiell anders stellt als für die sogenannten Nichtbehinderten.

Im Gegenteil: Die Schwierigkeiten des „normalen“ alltäglichen Diskurses über Sexualität, die Schwierigkeiten der „normalen“ Geschlechtsrollen-Verteilung treten im Problem Sexualität und Behinderung so klar und beispielhaft hervor wie kaum wo. Körperliche Abweichung und ihre Folgen sind nur auf dem Hintergrund unserer historischen bürgerlichen Werthierarchie, der Ökonomie des Körpers mit all seinen Zusammenhängen zur Sexualität, zu verstehen, sind also ihrem Wesen nach kein Sonderproblem. Dies entzieht sich der Lösung

durch irgendwelche Sondermaßnahmen für Behinderte, wie es derzeit durch Ausgliederung der Behinderten aus dem allgemeinen Alltagsleben, durch Isolierung und Einkreisung der „Regelverletzer“, durch Verhinderung von personaler Autonomie, für praktikabel gehalten wird, z. B. durch Schaffung von Sonderschulen, geschützten Werkstätten, Heimen usw. Diesen Sondereinrichtungen Bordelle für Behinderte hinzuzufügen, ist sicher ein skandalträchtiger Gedanke, obwohl er durchaus in der Logik der derzeitigen Rehabilitation liegen würde. Aber auch eine differenziertere Hilfe wie sie z. B. die „Niederländische Vereinigung für sexuelle Reform“ (NVSH) ansatzweise entwickelt hat¹⁾, existiert in den deutschsprachigen Ländern überhaupt nicht.

Die Widerständigkeit des Problems Sexualität und Behinderung gegen technokratische Lösungen hat einen emanzipatorischen Kern, der auf Veränderung drängt. Konkret wird diese Widerständigkeit aber nur zu oft ausschließlich als Leiden erlebt. Leiden allein hat noch nie befreit. So wird auch hier die Lösung des Problems zu einer Frage nach dem persönlich und politisch emanzipatorischen Handeln.

Der nachfolgende Bericht ist weitgehend Teil einer Projekt-Studie²⁾ über ein integriertes Studenten-Heim in Marburg/Lahn. In diesem Heim (Konrad-Biesalski-Haus, im folgenden mit KBH abgekürzt) wohnen behinderte und nichtbehinderte Studierende gemeinsam. Bei einer halbstandartisierten und offenen Befragung von 32 Behinderten wurden u. a. zwei Fragen über Sexualität gestellt. Die Befragten sind zum ganz überwiegenden Teil Schwerbehinderte, darunter 11 Querschnittgelähmte und 13 Studieren-

de, die von Geburt an behindert sind. Das Durchschnittsalter betrug 24,8 Jahre.

Die entsprechenden Fragen lauteten:

- a) „Man sagt, Behinderte haben es wesentlich schwerer als Nichtbehinderte Partner und sexuellen Kontakt zu finden. Woran liegt das Deiner Meinung nach?“
- b) „Welche Erfahrungen hast Du bisher bei der Partnersuche gemacht?“

Die Auswertung der auf die Fragen folgenden umfangreichen Gespräche erfolgte dadurch, daß zuerst die Inhalte in Kategorien aufgelistet und danach interpretativ ausgeführt wurden.

Tabelle A: PROBLEME BEHINDERTER SEXUALITÄT (AUS DER SICHT KÖRPERLICH SCHWER BEHINDERTER STUDIERENDER)

Kategorie	
Ästhetik	40,6% (13)
Rollenerwartung Mann/Frau	15,6% (5)
Rückzug und Initiativlosigkeit des Behinderten	40,6% (13)
physische Abhängigkeit und Bewegungseinschränkung	31,2% (10) 81,2% (26*)
Mangel an Gelegenheit	12,5% (4)
Erwartung des Nbh, daß Bh sich anklammert oder Trennung nicht so leicht ist	9,4% (3)
Nbh trauen den Bh keine Sexualität zu	15,6% (5)
andere Antwort	18,8% (6)
keine Antwort	0
	N = 32

* viele Mehrfachantworten

Tabelle B: SEXUALKONTAKTE BEHINDERTER

Kategorie	
hatte jemals als Bh sexuellen Kontakt	25% (8)
hatte als Bh noch niemals sexuellen Kontakt	75% (24)
keine Antwort	0
	N = 32

Aus Tabelle B geht hervor, daß eine ganz große Mehrheit von Behinderten (Bh) im KBH keinerlei sexuelle Erfahrung hat. Das Sexualitätsproblem wird von den Bh im KBH als das persönliche Hauptproblem empfunden. Mit Sexualität ist hier die Kombination von Geschlechtlichkeit und gegenseitiger Liebe gemeint, auch wenn sie nicht in eine längerdauernde Partnerschaft mündet.

Die Ursachen für die schwierige Partnerfindung werden von den Bh selbst sehr vielfältig gesehen (siehe Tabelle A): Mit der Schwierigkeit des Bh den ästhetischen Normvorstellungen und den Rollenerwartungen Mann/Frau nachzukommen, wird auf zentrale gesellschaftliche Mechanismen verwiesen. Mit der Erwartung der Nichtbe-

hinderten (Nbh), daß sich Bh anklammern und eine Trennung schwerfallen würde, oder daß Bh zu keiner Sexualität fähig wären, werden eher spezifische Vorurteile angesprochen. Mit physischer Abhängigkeit und Bewegungseinschränkung ist Pflegeabhängigkeit und das Problem gemeint, daß man mit Bh weniger leicht als mit Nbh spontan handeln kann. Man kann z. B. nicht, wenn man Lust hat, einfach im Wald spazieren gehen oder irgendjemand im x-ten Stockwerk eines Hauses besuchen. Immer muß Hilfe organisiert werden, oft ist sie physisch anstrengend. Aus eben diesen physisch-technischen Problemen ergibt sich eine Tendenz zur Isolation und ein Mangel an Gelegenheit, viele neue Leute kennenzulernen. In dem Punkt in der Tabelle, der die

Rückzugstendenz und Initiativlosigkeit der Bh anführt, kommt die enorme Verhaltensschwierigkeit des Bh zum Ausdruck.

Ästhetik ist eine zentrale Kategorie für zwischenmenschliche Beziehungen.¹⁾ Ihre eminente Bedeutung für Sexualität ergibt sich auch daraus, daß im täglichen Leben „schön“ nicht nur heißt „angenehm“ anzuschauen, sondern auch „angenehm“ anzugreifen, gut in der Hand zu liegen. Die Berührung eines geschädigten Körpers – die „hautnahe“ Erkenntnis und das „Begreifen“ der Abweichung vom „Normalen“, „Schönen“, bringt neue, ungeahnte Schwierigkeiten. Auch für Bh, die wirklich gelernt haben, ihre Kontakte zu Nbh positiv zu gestalten, die zwischenmenschlich optimal reagieren können, ergibt sich aus dem Ästhetik-

Problem oft eine unüberwindliche Barriere, eine totale Grenze zur Emanzipation.

Die Bedeutung der ästhetischen Erscheinung, scheint auch die Tatsache zu belegen, daß von den Bh-Studierenden in Marburg, wenn überhaupt, so fast nur männliche und ästhetisch einigermaßen „normale“ Bh Partner finden.)* Bh-Frauen haben es hier besonderes schwer, ist doch der Rollenanspruch „ästhetisches Wesen mit dem man repräsentieren kann“ von behinderten Frauen nicht erfüllbar.

Neben dem Rollenanspruch „ästhetisches Wesen, mit dem man repräsentieren kann“ werden von den Befragten noch weitere geschlechtsspezifische Rollenerwartungen genannt, deren Erfüllung den Bh nicht ohne weiteres zugetraut werden und Hindernisse für eine Partnerschaft darstellen. Es werden für die Frau angeführt: Kinder bekommen und pflegen, ~~benutzen~~ kochen, sauber machen, Haushalt führen. Für Männer wird die Rolle des „Beschützers“ genannt.

Die männliche Rolle des „Beschützers“ meint hier nicht so sehr die Fähigkeit auf ein emotionales Zueinander innerhalb der Familie, sondern neben dem direkten Hinweis auf körperliche Stärke wohl den rationalen Einsatz der Bewältigung der außerfamiliären Umwelt, z. B. den Erhalt der Familie durch Arbeit. Entspricht ein behinderter Mann diesen Anforderungen nicht, oder nur teilweise, so kann dennoch eine nbh Frau dem bh Mann gegenüber eine Pflege- und Fürsorgerolle einnehmen. Aspekte der „Mütterlichkeit“ passen zu der Kombination nbh Frau/bh Mann.

Umgekehrt gibt es zwar den Rollenaspekt des „Beschützers“, der zur Kombination nbh Mann/bh Frau paßt, er scheint aber in der konkreten Situation der Bedeutung des allgemeinen ästhetischen Anspruchs an die Frau untergeordnet zu sein.

Aus all dem geht hervor, daß *traditionellen gesellschaftlichen Geschlechterrollenforderungen die Beziehung nbh Frau/bh Mann leichter entspricht als die Beziehung nbh Mann/bh Frau.*

Die Chance auf die Erreichung einer sexuellen Beziehung realistisch einzuschätzen und entsprechend zu handeln fällt Bh sehr schwer. *Je früher vor Abschluß der Adoleszenz die Behinderung eingetreten ist und desto geringer die Möglichkeit ist, an frühere Erfahrungsprozesse anzuknüpfen,*

desto größer sind hier die Schwierigkeiten. Als Ausdruck der mangelnden Erfahrung, die letztlich gewaltsame Isolation und Entfremdung von den „wirklichen“ Verhältnissen ist, bauten sich Bh leicht ein Scheingebäude auf. Naiver Glaube, daß sich irgendwann einmal etwas ergeben wird, daß man auf jeden Fall heiraten wird, entsteht, und dementsprechend gibt man sich einem sentimental-passiven Warten hin. Eine unbegründete, aber nicht abzuweisende Hoffnung herrscht vor. Die permanent existierende Hoffnung in ihrem Widerspruch zu ihrer Unerfüllbarkeit bringt auf die Dauer jedoch große Probleme und kann in totale Resignation münden. Der Bh wird zerrieben zwischen seinen Ansprüchen und der Angst, bei Formulierung dieser Ansprüche zurückgewiesen zu werden, in eine harte „Wirklichkeit“ zurückversetzt zu werden:

„... ja, ich mein, Hoffnung hab ich eigentlich nie gehabt, weil sie mir keinen Anlaß dazu gegeben hat. Aber irgendwie hat man so eine unbegründete Hoffnung in sich; die macht einen auf die Dauer kaputt...“

Mangelnde Erfahrung, Angst und Entfremdung von den realen Möglichkeiten schaffen für den Bh beim Auftreten von Gefühlen Verklemmung. Sprachlosigkeit und Rückzug auf Oberflächlichkeit sind die Folgen:

„... meine Reaktionen sind die, daß man ab dem Moment, wo mir das bewußt wird (daß ich verliebt bin), daß ich mit diesem Mädchen nicht mehr reden kann. Irgendwie fühle ich mich dann in eine gezwungene Rolle gepreßt... dann kann ich ihr zwar „guten Tag“ sagen und mich über belanglose Dinge unterhalten, aber irgendwie hört es dann bei mir auf...“

Als realistischer Ausweg aus dieser Situation ergibt sich für Bh nur zu leicht der Ausweg, seine Ansprüche und Bedürfnisse zu reduzieren. Er versucht, ein Verliebtsein einfach zu umgehen, bricht Kontakte ab, oder versucht unter großen Qualen eine Liebe in ein freundschaftliches Verhältnis umzuwandeln:

„... wenn du hier im Haus jemanden findest, daß der dir dauernd über den Weg läuft – das hältst du dann ziemlich schwer aus. Zu Hause würde ich dein einfach aus dem Weg gehen; aber hier –. Sonderbarerweise hab ich festgestellt, daß man das auch

noch schafft. Entweder es umzuwandeln in ein freundschaftliches Verhältnis oder aber die Distanz vollkommen zu wahren. Nur das dauert oft halt unwahrscheinlich lang...“

Bh haben oft das Gefühl, daß Nbh kaum einmal spontan und natürlich auf Bh zugehen. Was Sexualität betrifft, so zeigen offenbar auch Nbh, die viel Kontakt mit Bh haben, solch ein Verhalten. Distanzierung in den verschiedensten Spielarten herrscht vor. Gewöhnung an Bh kann zur alltäglichen Nichtbeachtung führen. Manchmal benutzt jedoch ein Nbh die scheinbar neutrale, „über“ den Problemen des „normalen“ Lebens stehende Position des Bh, um sein eigenes Leid gut aussprechen und damit vermindern zu können. Nur zu leicht wechselt der Bh dieses vertrauliche Sprechen mit Interesse an seiner Person und dementsprechend leicht verliebt er sich in diesen Nbh. Nach genügend solchen Erfahrungen erkennen Bh aber u. U. den Mechanismus, der dahintersteckt, und stellen von Anfang an eine Diagnose von der Art: Wer sich gleich einmal ausweint, beweist, daß er an mir nicht interessiert ist, sondern mich als „neutrale Person“, ohne der Möglichkeit der Formulierung eigener Bedürfnisse, „therapeutisch“ benutzt:

„... dann denken sie mit einem Bh kann man alles besprechen, da kann man sich ausweinen. Das find ich ziemlich doof, weil dann fühl ich mich ein wenig überstrapaziert. Wenn man gerade auch irgendwie Gefühle gegenüber dem anderen entwickelt hat oder so, und der fängt auf einmal an, sich bei dir auszuweinen, – weiß man gleich, ja mit dir hat der wohl nichts im Sinn, wenn der so anfängt. Naja, die denken sicherlich, das ist eine neutrale Person...“

Natürlich stellt sich für Bh auch die Frage, wie weit die Art und Schwere der Behinderung objektive Grenzen zur Befriedigung der sexuellen Bedürfnisse des Bh und eines Partners setzt. Was Bh aber stören muß, was die Bh in den Interviews aber nur selten aussprechen, und wo sie vielleicht auch gar nicht wagen. Forderungen zu stellen, ist der Umstand, daß sie kaum einen Erprobungsraum haben, in dem verschiedene Arten der Befriedigung bis zum Einsatz von Hilfsmitteln erprobt und entwickelt werden können, wie es von aufgeklärten Rehabilitationsfachleuten empfohlen wird. Bh meinen, daß Nbh nur allzugerne von vornherein

annehmen, daß sie bei Bh zuwenig Befriedigung finden könnten, ohne das genau zu wissen. Die entsprechende Information an mögliche Partner zu geben fällt schwer. Ist doch das Thema durch viele Faktoren sowieso schon belastet und fällt derartiges Sprechen auch unter Nbh enorm schwer:

„ . . . irgendwie wissen sie nicht, ob sie mit einem sexuellen Kontakt haben können oder nicht. Eigentlich müßte man das denen von vornherein sagen, aber das machste natürlich auch nicht, klar das geht natürlich auch nicht . . .“

Wenn der Bh also schon nicht von Anfang an durch Bekanntgabe seiner sexuellen Möglichkeiten eine Beziehung fördern kann, so sieht er sich unter dem Zwang, von Anfang an irgendwie aktiv zu werden. Solche Aktivitäten können in einer „Taktik der kleinen Schritte“ aufgebaut sein, wobei genau darauf geachtet wird, ob der jeweilige Partner die entsprechenden Schritte mitmacht. Dies kann z. B. bedeuten, daß man jemanden anlächelt und darauf achtet, ob überhaupt eine freundliche Reaktion zurückkommt. Die Erfahrung zeigt, daß dieser wahrlich kleine Schritt zur Kontaktaufnahme für Nbh schon zuviel sein kann und Flucht auslöst. Ein weiterer Schritt kann sein, irgendein Gespräch anzufangen und darauf zu achten, ob ein gegenseitiges Eingehen auf Argumente zustande kommt. Ein weiterer Schritt ist z. B. eine Einladung zu einem gemeinsamen Kaffee und genau zu beobachten, ob eine solche Einladung nicht mit fadenscheinigen Begründungen abgelehnt wird. Im günstigen Fall kommt es zu einer Gegeneinladung. Bricht der Kontakt nach mehreren solchen Schritten ab, so entsteht große Enttäuschung, zusätzlich genährt durch die Unsicherheit, ob der Abbruch jetzt wegen der Behinderung zustande gekommen ist oder nicht:

„ . . . gewöhnlich mach ich dann einen Schritt und warte dann wie die Reaktion ist. Ist sie ziemlich einschlägig, mach ich dann einen weiteren Schritt, ist sie nicht einschlägig, warte ich erst mal ab. Und öfters habe ich dann so kleine Schritte gemacht und kam einmal was, kam zweimal was und plötzlich nichts mehr. Bei solchen Gelegenheiten kam es nicht zu einer Aussprache. Ich hab dann gedacht ‚naja, ok.‘, aber ich habs überhaupt nicht verstanden, warum zuerst die ersten Schritte und dann keiner

mehr . . .“

So groß das Bedürfnis nach Liebe, so gering die Aussichten auf eine partnerschaftliche Beziehung, so schnell verliebt sich der Bh oft aufgrund kleinster Zuwendungen von Nbh. Fühlt der Bh sich außerstande eine „Taktik der kleinen Schritte“ einzugehen und auf eine gegenseitige Entwicklung geduldig zu warten, ist er andererseits selbstbewußt genug, nicht von vornherein schweigend zu verzichten oder allein auf die Aktivität des anderen zu vertrauen, so kann er sich gezwungen sehen, seine Verliebtheit offen zu erklären. Greift die so angesprochene Person daraufhin erschreckt zu Ausflüchten, kommt der Bh wiederum in sein typisches Dilemma: Er kann nicht unterscheiden, ob die Ablehnung aufgrund der Behinderung oder aus anderen persönlichkeitspezifischen und zufälligen Gründen erfolgt. Schweigen oder vorsichtige Aktivität bringt keinen Fortschritt, offenes Verbalisieren provoziert Ablehnung. Die Regelmäßigkeit der Erfahrung nährt die Erkenntnis, daß es im Endeffekt und trotz mancher gegensätzlicher Beteuerung von Nbh doch an der Behinderung liegen muß:

„ . . . ich bin dann auch prompt auf den erstbesten reingefallen. Ich hab mir dann gesagt, ‚du mußt ihm das erklären, wie das ist‘ und als ich das dann erklärt hatte, dann kam jedesmal dasselbe, ich kann das inzwischen schon nicht mehr hören: ‚Du bist ein unwahrscheinlich nettes Mädchen, ich mag dich auch unwahrscheinlich gern, aber ich kann dich nicht lieben, aber ich kann dir auch nicht erklären, warum nicht.‘ Also irgendwie setzt es dann bei mir aus . . . keiner schiebt auf die Behinderung, aber im Endeffekt doch, oder was damit zusammenhängt . . .“

Bemerkenswert scheint im obigen Zitat die Formel zu sein, auf die die Distanzierungsargumente der Nbh gebracht werden, wobei Äußerungen von Nbh vielleicht wörtlich wiedergegeben werden. Das „unwahrscheinlich nette Mädchen“, das man „unwahrscheinlich gern hat“, wird gerade übertrieben genug gelobt, um anzudeuten, daß es „unwahr“ und „Schein“ ist, daß man sein Gegenüber als nettes Mädchen empfindet, das man gern hat. Im „unwahrscheinlich“ sind aufgebauschtes Lob und Ablehnung gleichermaßen angelegt; „ich kann dich nicht lieben“ erscheint da nur logisch. Daß

hier „nett“ und „nicht lieben“ derart gegenüberstehen, weist deutlich auf den Charakter der zugeschriebenen Nettigkeit hin. Nettigkeit die man nicht lieben kann, ist hier offenbar formale Nettigkeit, die nicht tief geht. Nettigkeit als erzwungene Oberflächlichkeit um Distanz herstellen zu können. Nettigkeit, deren Oberflächlichkeit tieferen Kontakt und Liebe verhindert. Das ist offensichtlich ein für die Bh-Situation typischer regelkreisartiger Ausschließungsmechanismus.

Fühlen sich Bh auf Oberflächlichkeit hingedrängt, so erscheint ihnen andererseits ein tiefes menschliches Verhältnis umso mehr als unabdingbare Voraussetzung für die Erlangung einer Partnerschaft. Nur in einer tiefen persönlichen Beziehung, so erscheint es ihnen, können all die Barrieren, die Behinderung ausmachen, zu Nebensächlichkeiten werden. Dies gilt für alle Arten und Schweregrade von Behinderung. So auch für Querschnittgelähmte, bei denen durch den Ausfall körperlicher Sensibilität der Wunsch nach Partnerschaft sich mehr auf persönliche Kontakte konzentriert. Die Kehrseite des hohen Anspruchs auf Kontaktqualität ist die Angst vor Kontaktabbrüchen. Aus dieser Angst und den geringen Chancen Beziehungsabbrüche mit anderen Beziehungen kompensieren zu können, ergibt sich eine besondere persönliche Verletzlichkeit:

„ . . . ich bin querschnittgelähmt, komplett, hab keine Sensibilität, sodaß ich hier nicht die Bedürfnisse habe, die ich vor meinem Unfall hatte. Das ist trivial für mich . . . ich glaube zwar nicht, daß irgendwelche Orgasmusschwierigkeiten vorliegen²⁾, aber ich hab halt einfach keine Sensibilität und insofern leg ich persönlich nicht so großen Wert darauf, sondern müßte sehr viel Energie darin investieren in etwas anderes. Nämlich jemanden zu finden, der eben als Kumpel funktioniert und eben, naja, wo alles andere auch funktionieren würde, irgendwo wirklich ein echtes Verhältnis aufgebaut würde. Wenn dann so etwas in die Brüche gehen würde, das würde einen hart treffen, glaube ich. Da würde die Verletzlichkeit (des Behinderten) eben doch wieder zum Vorschein kommen . . .“

Nicht nur an die Qualität der persönlichen Beziehungen werden von Bh u. U. große Ansprüche gestellt, sondern auch an die

Fähigkeit des Partners, kompensatorische Funktionen zu übernehmen. Man erwartet sich von einem Nbh als Partner, daß er einem über die eigenen Grenzen hinaus helfen kann, räumlich und sozial. Die Lösung des Partnerproblems wird zum Gradmesser für den sozialen „Wert“ des Bh. In einem Erfahrungsbericht der im KBH ansässigen „Studentischen Arbeitsgemeinschaft für Rehabilitation“ zum „Marburger Modell“ wird besonders darauf verwiesen:

„Eine Bewältigung seiner sexuellen Probleme ist für den Bh mehr als für jeden anderen ein Gradmesser für seine Leistungskraft und positive Lebenseinstellung.“

Der Bh muß offenbar seine Leistungskraft und positive Lebenseinstellung erst beweisen. Oder umgekehrt: Leistungskraft und positive Lebenseinstellung werden den Bh a priori abgesprochen. Für den benötigten Fähigkeitsnachweis des Bh eignet sich der Bereich Sexualität/Partnerschaft am besten. Zentrale Zusammenhänge zwischen „Leistung“/„Wert“ und Sexualität werden hier sichtbar. So ist es auch nicht zu verwundern, daß hier die „Ästhetik“ in einem neuen Bezug erscheint. So sehr der Bh unter den Folgen seiner ästhetischen Abweichung leidet, und u. U. den vorurteilshaften Charakter der „Ästhetik“-Norm erkennt, so sehr kann er versuchen, sich „Ästhetik“ durch einen schönen Partner wieder anzueignen. Der schöne Partner soll die eigene „Häßlichkeit“ kompensieren und zum sichtbaren Zeichen für die nicht gleich sichtbare Leistungsfähigkeit und Qualität des Bh werden. Klar, daß ein behinderter Partner mit seinem geringen zwischenmenschlichen „Marktwert“ für einen anderen Bh diese Funktion nicht übernehmen kann und abgelehnt wird. So werden gesellschaftliche Vorurteile genau reproduziert:

„... (ein Bh) hat einmal ganz kraß gesagt ‚also ein behindertes Mädchen käme für mich nie in Frage, um Gottes Willen, ein behindertes Mädchen wäre das letzte‘. Auf jeden Fall muß seine Frau oder sein Mädchen auch eine ganz tolle Figur haben. Vielleicht sind da Behinderte noch mehr darauf aus als Nichtbehinderte...“

Bh als Partner werden von Bh jedoch nicht nur wegen der geringen ästhetischen Kompensationsfähigkeit und unter Reproduktion gesellschaftlicher Vorurteile abge-

lehnt. Denn die pflegerischen und technischen Schwierigkeiten würden sich unter Bh verdoppeln, spontane Handlungen ohne Mithilfe Außenstehender weiter erschweren – man würde noch leichter in Isolation geraten. Der Vollzug von Sexualität würde u. U. nur besonders erschwert möglich sein. So wird von Bh ein behinderter Partner nur als allerletzte Konzeption in einem als aussichtslos erscheinendem Bemühen um einen Partner akzeptiert, außer es entsteht eine außergewöhnlich starke und befriedigende geistige und emotionale Verbindung.

Gelingt es Bh trotz aller Schwierigkeiten einen nbh Partner zu finden und zwischenmenschlich in dieser Beziehung herrschende Vorurteile und Ausschlußmechanismen abzubauen, so gibt es dennoch einen weiteren Belastungsfaktor, der das Ende der Beziehung bewirken kann. Dieser Belastungsfaktor ist die Reaktion der sozialen Umwelt. Mag innerhalb des Studentenmilieus die Beziehung zwischen Bh und Nbh noch relativ gut akzeptiert werden, wie Bh berichten, so kommen außerhalb des studentischen Bereichs Vorurteile wieder offen zutage. Einem nbh Partner eines Bh wird z. B. bedauernde Bewunderung offen entgegengebracht. Der stärkste Widerstand kommt jedoch meist von seiten der Familie eines nbh Partners, die alles daransetzt eine Beziehung mit einem Bh zu verhindern, auch wenn sie sich vielleicht als sehr aufgeklärt und liberal gibt. Offensichtlich werden tiefliegende Ängste mobilisiert, daß die Familie sich mit einem Stigmatisierten belastet, identifiziert und ins Gerede gebracht werden könnte. Behinderung ist eben ansteckend.

Alle positiv gefärbten Erwartungen, Hoffnungen und Idealisierungen, die als Projektionen eigener nichterfüllter Wünsche den Kindern entgegengebracht werden, Wünsche von Glück, blühender Familie, Ansehen und beruflichem Erfolg, all das erscheint durch einen Bh, der in eine Familie eindringt oder gar einheiratet, gefährdet:

„... eine sehr aufgeklärte Familie, sehr duftige Leute. Und wenn man da zu Besuch gekommen ist, da hat man gar nicht gemerkt, daß man körperbehindert ist. Und die Tochter von denen, die hat einen Behinderten als Freund, einen behinderten Freund; und die wollen heiraten. Wie sich die Eltern aufgeführt haben, das hätte ich

nie erwartet. Auf einmal kam soviel aufgestaute Wut bei denen raus, und was haben die für ein Theater gemacht, das ist unglaublich...“

Anmerkungen:

1) Die Vereinigung versucht Hilfe zur Emanzipation Behinderter in drei Phasen zu leisten:

1. Ich-Phase. Zuerst wird in Beratungsgesprächen versucht gemeinsam mit dem Behinderten Lösungen für sexuelle Probleme zu finden. Literatur, Verhütungsmittel, Hilfsmittel usw. werden zur Verfügung gestellt. Unter Umständen wird auch direkte Sexualhilfe, wie Hilfe beim Masturbieren und beim Geschlechtsverkehr, geleistet.

2. Wir-Phase. Hier werden in Gruppengesprächen Probleme gemeinsam mit anderen Betroffenen aufgearbeitet und damit auch vor Augen geführt, daß andere Menschen ähnliche Probleme haben.

3. Sie-Phase. Die Einleitung von Bewußtseinsprozessen über die Zusammenhänge mit den Problemen der Gesellschaft ist hier das Ziel, das sich in der Gründung von Arbeits- und Aktionsgruppen (Öffentlichkeitsarbeit) verwirklicht.

vgl. dazu: Bernhard Bächinger: Sexualverhalten und Sexualberatung von Körperbehinderten. 1978. Ausschließlich erhältlich gegen Vorkaufzahlung auf das Postcheckkonto 80-33136, PLUS-wissen, Reinach, Schweiz. sFr. 15,-

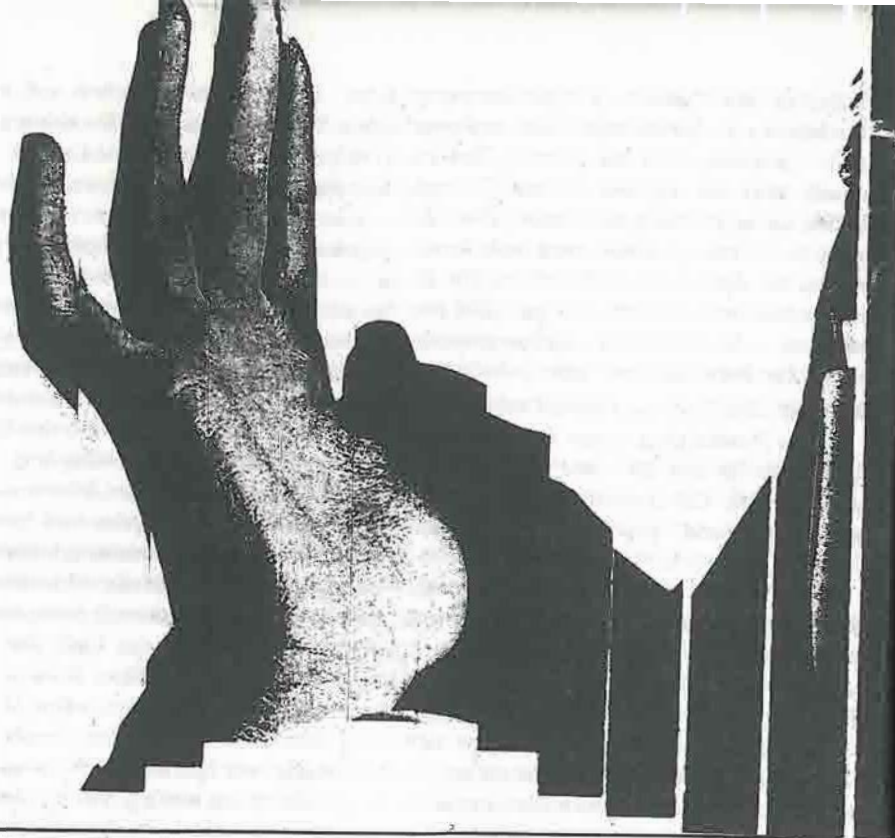
2) Volker Schönwiese: Untersuchung sozialer Beziehungen zwischen körperlich behinderten und nichtbehinderten Studierenden. Projekt-Endbericht 1978, unveröffentlicht.

3) Es ergibt sich die Frage nach der Natur der ästhetischen Norm. Nur zu leicht erscheint „Schönheit“ naturwüchsig, wie der „gesunde“ Körper die Abweichung des Bh deshalb so sinnlich klar, daß dieser Makel nicht weiter diskutiert werden kann.

Demgegenüber ergibt sich ein Zusammenhang zu der Ästhetik der Waren, wie sie von Werbepsychologie und Verpackungsindustrie produziert wird, um den Verkaufswert von Waren, nicht jedoch unbedingt den Gebrauchswert, zu erhöhen. Unsere Ästhetik ist zum guten Teil eine Waren-Ästhetik. Sie ist es auch dann, wenn wir Menschen beurteilen. Die Waren-Tausch-Gesellschaft prägt uns zwischenmenschlich ihre Gesetze auf: Wer „schön“ ist oder sich „schön“ zu machen weiß, kann sich besser anbieten, hat am zwischenmenschlichen Markt größere Chancen gut anzukommen. Wer dagegen das Stigma der „Häßlichkeit“ trägt, wer Ekel und Befremden erregt (zudem als Arbeitskraft nicht voll entsprechen kann), hat geringe Chancen und kaum Alternativen.

4) Befragte berichten, daß ihnen zum Untersuchungszeitpunkt von allen schwer-bh Studierenden in Marburg (ca. 65), unter ihnen ein Teil ehemaliger Bewohner des KBH, ca. 15 bekannt sind, die längerfristige oder fixe Partnerschaften eingegangen sind. Bedeutsam daran ist, daß unter diesen Paaren nur eine in der Kombination bh Frau/nbh Mann ist. Eine Partnerschaft besteht zwischen zwei Bh, alle weiteren Paare sind in der Kombination bh Mann/nbh Frau.

5) Eingehende wissenschaftliche Untersuchungen bei Querschnittgelähmten zeigen, daß die sexuellen Gefühle, Vorstellung und Interesse nach der Verletzung bei Männern leicht vermindert sind, bei Frauen dagegen zunehmen. Die Veränderung des „Sexualtriebes“ als Folge der Behinderung ist sehr gering, selbst wenn die natürlichen Voraussetzungen zur Befriedigung durch physiologische Ausfälle in Mitleidenschaft gezogen sind. Die Hauptsache ist demnach, wie ein Mensch eine solche Situation erlebt und nicht, wie sich die Situation tatsächlich objektiv darstellt. (Vgl. dazu: *Miteinander Leben, Die Situation d. Körperbehinderten*. Bericht d. „Nordischen Symposions“ 1969 übersetzt durch d. Stiftung Rehabilitation Heidelberg, S. 71 ff., unveröffentlicht.)



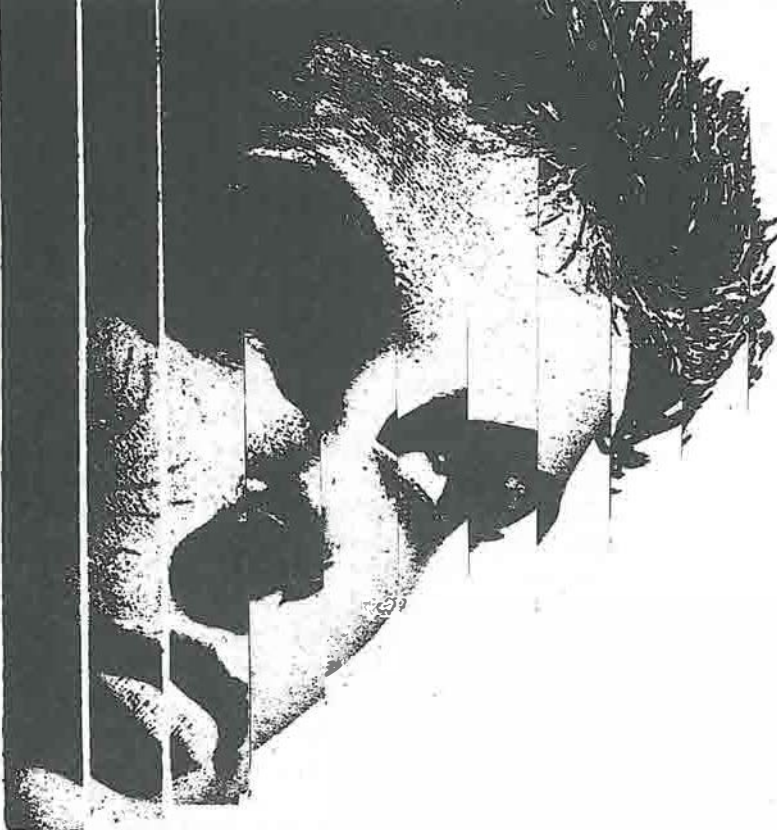
“Wie gut, daß ich nicht so aussehe!”

Barbara Rohr

Eine Auseinandersetzung mit unseren Schönheitsnormen aus der Sichtweise einer nichtbehinderten Behindertenpädagogin

Als Nichtbehinderte werde ich auf dieser Tagung "Sexualität und Behinderung", Tagung organisiert von Ernst Bornemann, Wien, März, 1982, nicht über Behindertensexualität reden, noch möchte ich stellvertretend für Behinderte sprechen, sondern ich werde über mich selber sprechen. Ich werde versuchen, meine eigenen sexuellen Normen zu hinterfragen, Normen nach denen ich selber als nichtbehinderte Frau gelebt habe und die ich als Lehrerin zum Maßstab meiner sexualerzieherischen Praxis in der Schule für Lernbehinderte gemacht habe.

Dabei gehe ich aus von den unüberhörbaren Herausforderungen behinderter Frauen und Männer an uns "Fachleute" für Behindertenpädagogik. Sie stellen unser bisher ungebrochenes Selbstverständnis als Sexualerzieher und Sexualerzieherinnen behinderter Kinder und Jugendlicher in Frage. Sie zwingen uns über das Stellvertreterproblem nachzudenken. Sie gaben uns zu erkennen, daß wir ihre sexuellen Probleme nicht oder kaum am eigenen Leibe erfahren haben, und daß wir somit subjektive Erlebnis- und Erkenntnisstrahlen haben. Sie empören sich zu Recht darüber, daß wir Nichtbehinderte ihre Sexualität zu unserem "Forschungsgegenstand" machen und unser eigenes sexuelles Leben nicht mit einbeziehen.



Durch ihre Anstöße begreife ich, daß wir als Nichtbehinderte sexuelle Normen repräsentieren, die sie nicht in jedem Fall erfüllen können: Normen der Schönheit, der körperlichen Intaktheit und Leistung, der Heterosexualität, der Genitalität. Damit können wir eine Art "Diktatur der sexuellen Normalität" ausüben und zu "Behinderern" ihrer Persönlichkeitsentwicklung werden. Mit einer dieser Normen möchte ich mich im folgenden auseinandersetzen - mit der Norm der Schönheit, mit dem gesellschaftlichen Schönheitsideal.

Es ist eine tief verwurzelte Erfahrung unseres Lebens, daß zwischen unserem Äußeren und unserem Verhältnis zu anderen Menschen und zu uns selber entscheidende Zusammenhänge bestehen - Zusammenhänge zwischen Ästhetik und Kommunikation, wobei ich Sexualität als eine besondere Form von Kommunikation verstehe. Menschliche Ästhetik ist - in umfassendem Sinne - eine Einheit aus vielfältigen Sinneswahrnehmungen: aus Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Fühlen eines Menschen, wobei der optische Bereich überwiegt. Unser erstes ästhetisches Urteil über einen Menschen kommt dadurch zustande, daß wir

diese Sinneseindrücke in Beziehung setzen zu unseren, im Laufe unseres Lebens angeeigneten und tief verinnerlichten Maßstäben für das, was in unserer Gesellschaft als "schön" gilt:

- Wir haben im Laufe unseres Lebens erfahren, daß zwischen unserem eigenen Äußeren und unseren kommunikativen und sexuellen Möglichkeiten wesentliche Zusammenhänge bestehen: Wenn wir "schön" sind und uns "schön" fühlen, fällt es uns leicht, Kontakte zu knüpfen und aufrechtzuerhalten und sexuell begehrt zu werden. Ist unser Äußeres dagegen beeinträchtigt, dann fühlen wir uns unsicher, versuchen zu kompensieren und zu kaschieren und unsere Kontaktmöglichkeiten und -fähigkeiten sind beeinträchtigt.
- Gleichzeitig haben wir erfahren, daß wir selber auf Menschen, die aus unseren Schönheitsnormen herausfallen, auf besondere Weise reagieren, mit Zurückhaltung, Verlegenheit, Mitleid, Abwehr, Angst oder auch mit Ekel. Wir haben jedoch auch erlebt, daß unser ästhetisches Urteil über

einen Menschen in positiver oder negativer Weise verändert werden kann - je nachdem, in welche Richtung sich unser Verhältnis zu ihm gestaltet hat. Auf jeden Fall haben wir erfahren, daß die ästhetische Dimension für Kommunikation eine wichtige Rolle spielt und daß eine Verletzung oder Beeinträchtigung ästhetischer Normen zu Einsamkeit, Isolation und auch zum Verzicht auf sexuelle Begegnungen führen kann. Aus diesem Grunde ist es für mich als nichtbehinderte Behindertenpädagogin notwendig, mich mit dem gesellschaftlichen Schönheitsideal auseinanderzusetzen und meine eigenen ästhetischen Normen zu hinterfragen:

Ich möchte mich mit folgenden Fragen auseinandersetzen:

Wie ist bei mir selber als nichtbehinderte Frau der Prozeß der Verinnerlichung und Verfestigung gesellschaftlicher Schönheitsideale verlaufen? Inwieweit bin ich dabei nicht nur passives Opfer dieses gesellschaftlichen Zwanges, schön sein zu müssen, sondern auch aktive Täterin? Wie ist es bei mir zum ansatzweisen Aufbruch von Schönheitsnormen gekommen?

Anhand meiner eigenen Lebensgeschichte versuche ich, einige Monate dieses vielschichtigen Prozesses aufzuzeigen, soweit er mir bisher bewußt ist.

Dabei wechsele ich in meiner Darstellungsform zwischen dem Erzählen biographischer Einzelheiten und der Reflexion darüber. In diesen eingeschobenen Reflexionen versuche ich, im individuell Einmaligen das gesellschaftliche Allgemeine zu erkennen.

1. Kindheit

Ich bin 1932 geboren und z. Zeit des Faschismus in einem evangelischen Pfarrhaus in Pommern herangewachsen. Ort, Zeit, soziale Schicht und Geschlecht bestimmten in entscheidendem Maße die Maßstäbe für das, was für mich als heran-

wachsendes Mädchen "schön" und "häßlich" wurde:

- Meine Eltern waren ein "schönes Paar" - groß, schlank, blauäugig, blond, sportlich. Wir verkehrten mit den "Besseren", mit Angehörigen des pommerschen Landadels, mit schneidigen Offizieren und ihren Frauen, die ich als blonde, nordische Schönheiten in Erinnerung habe. Die erste Frau, für die ich schwärmte, war meine Lehrerin im 3./4. Schuljahr. Sie war Mitglied der BDM-Gruppe "Glaube und Schönheit". Beeindruckt war ich auch von den "Arbeitsdienstmaiden", die unsere Jung-Mädel-Schar im Rahmen der Hitlerjugend leiteten. Diese jungen Frauen waren tatkräftig, gesund, durchsetzungsfähig. Die ersten Männer, die ich bewunderte, waren mein Vater - ein Inbegriff des nordischen Menschen - und die vielen Soldaten, die vor und während des Krieges häufig auf unserem Pfarrhof zur Einquartierung waren. Oft habe ich zugehört, wie sie sich mit freien Oberkörpern unter unserer Pumpe im sonnigen Hof wuschen. Ihre kräftigen, starken, abgehärteten und braungebrannten Körper schaute ich gerne an. Die Männer und Frauen, zu denen ich als Kind aufsaß, verkörperten Gesundheit, Kraft, Bewegung und Durchhaltevermögen. Ich fand sie schön, weil sie Lebenskraft ausstrahlten.

Heute erkenne ich, daß Schönheitsnormen Bestandteil des allgemeinen gesellschaftlichen Normensystems sind und daß wir sie im Laufe unseres Lebens durch Kommunikation und Identifikation mit den Menschen, welche unsere Erziehung bestimmen, erwerben. Ich erkenne auch, daß Schönheitsideale systemabhängig sind. Sie waren in einem menschenverachtenden

System wie dem deutschen Faschismus rassistisch beeinflußt und deshalb besonders eng definiert, so daß Menschen, die aus dem Idealbild des "Herrenmenschen" herausfielen, im Extremfall als "Untermenschen" vernichtet wurden. Schönheit war gebunden an Zweckmäßigkeit, an Men-

schen, die rassistisch, erbgesundheitlich und gesundheitlich in Ordnung waren". (1) Schön war - in einer gefährlichen Über-
spitzung antiken Erbes - wer in optimaler Weise seinen Zweck erfüllte. Spuren dieses Schönheitsideals trage ich noch heute in mir.

- Parallel zur Beeinflussung durch ein faschistisches Schönheitsideal wurde ich geprägt durch das Schönheitsbild des Christentums. Mein Vater war durch seine umfassende humanistische Bildung ein Verehrer und Kenner der abendländischen Kunstgeschichte. Schon als kleines Mädchen betrachtete ich mit ihm Bilder aus dem Leben Jesu, insbesondere die Darstellungen Marias aus unterschiedlichen Epochen der europäischen Malerei. Ich erinnere mich an die Madonnen Albrecht Dürers, die sich mit inniger Gebärde und lieblichem Lächeln auf dem sanften Gesicht dem Kinde zuneigen. Ich erinnere mich auch an die sinnfroheren Madonnen von Peter Paul Rubens, oder an die strahlende Gestalt des auferstandenen Christus aus dem Isenheimer Altar von Mathias Grünewald. Die Begeisterung meines Vaters für Ebenmaß, Harmonie, Ausgewogenheit und Erhabenheit übertrug sich auf mich und prägte meine Vorstellung von Schönheit. Ich erinnere mich an Bilder, auf denen selbst das Leiden Christi schön und erhaben anzusehen war. Dagegeben verabscheute ich beispielsweise die häßlichen Fratzen der Höllengeister bei der Versuchung des Heiligen Antonius (Isenheimer Altar).

Heute erkenne ich zweierlei:

1. Ästhetische Wertungen sind nicht absolut und zeitlos gültig, sondern sie unterliegen historischem Wandel. Besonders anschauliche Beispiele für die Relativität ästhetischer Normen liefert uns die Völkerkunde. Trotzdem scheint es in allen Kulturen und zu allen Zeiten die beiden Wertpole

"schön" und "häßlich" zu geben. Was jedoch konkret als schön und häßlich gilt, verändert sich je nach Zeit, Ort, Kultur und Sozialschicht. Jeder Mensch verinnerlicht zunächst unbewußt die Schönheitsnormen der Gesellschaftsschicht, der er angehört.

2. Nach den Maßstäben abendländischer Kunst ist Schönheit nicht nur gebunden an Dingqualitäten, sondern sie ist Ausdruck des Sittlichen, des Guten, Ausdruck geistiger Werte. Schönheit ist sinnliche Vergegenständlichung eines Ideals, etwa der Mütterlichkeit, der Opferbereitschaft, der Demut. Schönheit ist Widerschein des Göttlichen im Menschen. Häßlichkeit dagegen ist Vergegenständlichung des Bösen, körperliche Einstellung das Symbol für das Dämonische. Inwieweit solche ästhetischen Maßstäbe den Weg dafür bereitet haben, das "Böse" durch Behinderete, z.B. Krüppel oder Einäugige, zu symbolisieren, müßte untersucht werden. (2) Auch Spuren dieses christlich orientierten dualistischen Schönheitsideals, in welches antikes und mittelalterliches Erbe eingeht, trage ich in mir. (3)

Die meisten meiner Kinderfotos zeigen mich in Situationen, die für Mädchen typisch sind: als "Braut", als "Puppenmutter", als "Beschützerin" der jüngeren Schwester, als "Verwahrerin" kleiner Kinder. Es sind die Lieblingsfotos meiner Kindheit. Auf ihnen "gefiel" ich mir. Ich fand mich schön - nicht zuletzt deshalb, weil mich die Erwachsenen über diese "weiblichen" Tätigkeiten und Verhaltensweisen bestätigen und anerkannten. Auf diesen Fotos fand sie mich "niedlich", "süß", "rührend", "lieb".

Ich erkenne, daß die von anderen anerkannten "weiblichen" Tätigkeiten und Verhaltensweisen unser Selbstbild als Mädchen beeinflussen und uns die Richtung weisen, wie ein Mädchen auszusehen hat.

2. Jungmädchenjahre

Nachdem mein Vater gefallen war, zogen wir nach Kriegsende nach Bethel, in die "Stadt der Kranken". Täglich sah ich nun Menschen mit verkrüppelten Gliedmaßen, mit entstellten Gesichtern und schlep-penden Gang. Schwäche und Leiden wurden zu einem vertrauten Anblick. Die heiseren Schreie der Menschen während ihrer epi-leptischen Anfälle habe ich noch heute in den Ohren. Dieses Heer der "Mühseligen und Beladenen" vergrößerte sich nach Kriegsende noch durch die unzähligen Heimatlosen, Kriegsheimkehrer, Verwunde-ten, Hungernden und Zerlumpten, die alle in Bethel Trost und Zuflucht suchten. Das Bild vom "schönen Menschen", das ich in mir trug, vom Menschen, als dem Maß aller Dinge, bekam Risse. Jedoch führten die täglichen Erfahrungen mit dem Elend bei mir keineswegs zum Aufbruch meines bis-herigen Schönheitsideals - sondern ganz im Gegenteil - in mir wuchs eine über-mäßige Sehnsucht heran, mich von dem Elend abzugrenzen, die Sehnsucht nach Gesundheit und Vollkommenheit, nach Schönheit. Da ich es als Pastorentochter jedoch nicht gelernt hatte, nach den Ur-sachen der Unterschiede zwischen Menschen zu fragen, sondern gelernt hatte, diese Unterschiede durch Freundlichkeit auszu-gleichen, begegnete ich den Behinderten freundlich - innerlich jedoch war ich voller Abwehr.

Ich erinnere mich an zwei behinderte Frauen, die in unserer Wohnung aus- und eingingen: Die eine gab meiner Mutter Stenographie- und Schreibmaschinenunter-richt. Sie hatte einen entstellten Kopf, ihre Augen traten weit aus den Höhlen heraus und sie trug eine Brille, die wie Scheuklappen aussah. Jedesmal wenn ich sie sah, erschauerte ich vor ihrer Häß-lichkeit. Die andere Frau war Epilepti-kerin. Sie lernte bei meiner Mutter Klavier spielen. Sie hatte durch Medika-mente ein pickeliges Gesicht. Wenn sie am Klavier saß, tropfte aus ihrem geöffneten Mund häufig der Speichel auf die Tasten und meine Mutter wischte ihn mit dem

Taschentuch fort. Ich ekelte mich vor ihr und dachte: "Wie gut, daß ich nicht so aussehe."

Ich geriet in Widerspruch mit meinem bis-herigen Menschenbild: Einerseits hatte ich gelernt, daß der Mensch als Ebenbild Gottes geschaffen sei und ich trug als Bild Gottes die grandiose Schöpfungsdar-stellung von Michelangelo in mir, "die Erschaffung des Adam". Gleichzeitig je-doch lernte ich in Bethel, daß auch der schwächste und häßlichste Mensch Gottes Ebenbild sei. Diesen Widerspruch konnte ich als heranwachsendes Mädchen nicht auflösen und ich beschloß - wenn ich schon Lehrerin werden wollte - dann nie-mals Lehrerin behinderter Kinder.

Ich erkenne heute: Das bloße Zusammen-leben mit Behinderten genügt nicht, damit wir Nichtbehinderten uns von unseren ver-innerlichten Vorurteilen und Schönheits-normen lösen und uns behinderten Menschen gleichberechtigt zuwenden - besonders dann nicht, wenn solche Normen von der Ungleichheit der Menschen ausgehen. Parallel mit der alltäglichen Gewöhnung müßten Bewußtmachung und pädagogische Beeinflussung einhergehen - um Schön-heitsnormen zu relativieren und Abwehr, Abscheu, Ekel und Angst zu überwinden.

- In diesen Betheljahren wurde mir erstmals mein eigenes Äußeres als heranwachsendes Mädchen bewußt - je-doch zunächst eher negativ. Mein Aus-sehen als etwa 15-17-jähriges Mädchen entsprach weder meinem eigenen Ideal-bild von Schönheit noch dem der Jun-gen und Frauen meiner Umgebung: Da ich im Sommer gern in die Sonne ging, hatte ich im Gesicht und auf dem gan-zen Körper unzählige Sommersprossen. Meine Großmutter sagte oft mißbilli-gend zu mir: "Wie Du wieder aus-siehst" Ein Mädchen muß weiße Haut haben. Geh doch nicht so viel in die Sonne!"

Außerdem war ich damals - sicher mitbe-dingt durch die Hungerjahre nach dem Krieg - sehr mager. Kleinere Jungen rie-

fen hinter mir her: "Schneewittchen, kein Ärschchen, kein Tittchen." Die älteren Jungen in der Tanzstunde nannten mich hinter meinem Rücken "Bügelbrett". Ich hatte weniger Chancen bei ihnen als die vollentwickelten anderen Mädchen. Ich fand mich häßlich und wurde unsicher. Alle anderen Mädchen hatten schon einen Freund, nur ich nicht.

Heute erkenne ich, daß wie wir als Mädchen und Frauen auszusehen haben vor allem von Männern bestimmt wird. Entsprechen wir ihrer Sichtweise von weiblicher Schönheit nicht, haben wir kaum Chancen einen Freund zu finden und bleiben einsam. Es wird uns schwer gemacht, unabhängig von ihrem ästhetischen Urteil ein positives Selbstbild von uns aufzubauen, denn der Preis, den wir für eine solche Unabhängigkeit zahlen müssen, ist häufig der Verzicht auf ihre Anerkennung, auf Nähe und Liebe. Ich erkenne an diesen ersten Problemen mit meinem eigenen Äußeren, daß "schön-sein-müssen" ein Zeichen männlicher Unterdrückung ist, daß sich im Zwang zum Schönsein männliche Herrschaft auswirkt. (4) Diese besondere Schwierigkeit der Frauen, sich vom ästhetischen Urteil von Männern unabhängig zu machen, ist Teil ihres allgemeinen Problems, nämlich in der Regel zu einer "Person ohne ich" sozialisiert zu werden. Dies gilt besonders für die Herausbildung des bürgerlichen Frauenbildes, nämlich "das schöne Eigentum" zu sein. (5) Ich erkenne auch, daß sich Frauen mit der männlichen Sichtweise weiblicher Schönheit identifizieren und dieses Bild dann in unterdrückender Weise gegen andere Frauen wenden können. Ich erkenne aber auch, daß unsere Schönheitsprobleme als nichtbehinderte Frauen meist vorübergehend oder geringfügig sind. Wir können sie weitgehend ausgleichen. Bei vielen behinderten Frauen jedoch sind sie bleibend.

3. Studienjahre

Von 1952 bis 1954 studierte ich an der Pädagogischen Akademie in Bielefeld und wählte als Hauptfächer zwei Fächer, die

für die Herausbildung und Verfestigung von Schönheitsvorstellungen wichtig sind, nämlich Kunst und Sport:

- Vom Kunstseminar aus besuchten wir in jenen Jahren zahlreiche Kunstausstellungen in der Bundesrepublik und im naheliegenden Ausland. Meine Begeisterung für europäische Malerei wuchs. Ich vertiefte mich besonders innig in die Mädchen- und Frauendarstellungen der französischen Impressionisten (Manet, Monet, Degas, Renoir) und in die Frauenbildnisse der eher expressionistisch ausgerichteten Maler wie Paul Gauguin oder Edvard Munch - aber auch in die Selbstporträts und Mädchenbilder der Malerin Paula Modersohn-Becker. Diese Frauenbildnisse verfestigten mein Schönheitsideal.

Heute erkenne ich, daß das "schöne Geschlecht" in der Kunst eine herausragende Rolle spielt, jedoch vor allem "passiv", als Objekt männlicher Malerei. Das Bild der Frau ist von Männerhand geschaffen, (6) der schöne weibliche Körper in der Kunst ein ästhetischer Genuß. Die ästhetischen Normen wechseln zwar - je nach Kulturkreis und Zeitgeschmack - in der Regel jedoch ist der von Männern gemalte weibliche Körper Träger "absoluter Schönheit". Andere realistischere Sichtweisen von Frauen in der Kunst bleiben Ausnahmen. (7) Die Minderheit der malenden Frauen dagegen sieht sich selbst realistisch.

Im Sportseminar teilten wir uns in zwei Gruppen: Eine "gemischte" Gruppe ging zu einem Dozenten. Es waren alle männlichen Studenten und jene Studentinnen, die von sich meinten, sich in Turnzeug oder Badeanzug vor Männern sehen lassen zu können. Ich zählte mich zu ihnen, mein Körper hatte inzwischen sog. weibliche Formen angenommen und ich verstand es, mit meiner Figur die Blicke der Männer auf mich zu lenken. Zu der Dozentin gingen jene Studentinnen, die weniger gut proportioniert waren, die mit den kurzen, dicken Beinen oder die mit den fetten Hintern. Die Männer sagten mitleidig über

sie: "Es sind die Jungfrauen, die im Wasser beten" und wir Studentinnen lachten mit ihnen über solche Witze.

Heute erkenne ich, daß ich im Hinblick auf das weibliche Schönheitsideal sowohl Opfer als auch Täterin sexistischer Erscheinungsweisen wurde. (8) Das bedeutet, daß ich aufgrund meines weiblichen Geschlechts nicht nur dem Schönheitsurteil von Männern unterworfen war, sondern daß ich mich gleichzeitig freiwillig ihrem Urteil unterordnete, ihre ästhetischen Erwartungen in mein Selbstbild übernahm, über ihre anerkennenden Blicke und Worte stolz war und darüber hinaus auf jene Frauen herabschaute, die weniger gut aussahen als ich.

4. Lehrerinnenjahre

In meiner langjährigen Lehrerinnenzeit (1954-1973) gestaltete ich mein Äußeres so, daß ich "gefiel". In Kleidung, Frisur und Kosmetik paßte ich mich dem Modetrend und den Erwartungen meiner männlichen Kollegen an. Ich lernte, mich so zurecht-machen, daß "man" mich gern anschaute und sexuell begehrte. Ich erfuhr, daß Zuwendung von Männern zum großen Teil von meinem Äußeren abhängig war. Ich lernte, mich in der "begehrten Verpackung" anzubieten. Es tat mir gut, wenn Männer mich schön und sexy fanden und wenn sie sagten, daß "man" sich mit mir sehen lassen könne. Es schmeichelte mir auch, wenn meine Schüler und Schülerinnen mich bewunderten, wenn sie z.B. sagten: "Fräulein, was sind sie heute wieder chic" oder "Fraulein, was haben sie heute die Haare wieder schön!" Gleichzeitig achtete ich auch auf das Äußere meiner Schülerinnen und unterhielt mich mit ihnen über die unerschöpflichen Themen Mode, Kosmetik, Lieblingsstars. Ich wußte, daß sie den größten Teil ihres Geldes für "Klamotten" und für Schminke ausgaben.

Heute erkenne ich: Während meines Eindringens in das Berufsleben drangen auch die Merkmale dieses Gesellschaftssystems

immer tiefer in mich ein, in diesem Falle die Merkmale kapitalistischer Warenästhetik. (9) Durch sie wird der jahrhundertelange Zwang der Frau zum Schönsein noch verstärkt. Die kapitalistische Warenästhetik treibt Frauen dazu, sich wie eine Ware in der gefälligsten Verpackung anzubieten. Verpackung sind die Dingqualitäten der Frau: Moderne Kleidung, zarte junge Haut, eine dezente Aufmachung des Gesichtes, glänzendes volles Haar, schlanke Glieder, anziehender Körpergeruch, gepflegte Hände, runde Brüste, ein fester Hintern, dynamisches Auftreten. Schönsein ist die Summe dieser Dingqualitäten. Diese Schönheit aufrechtzuerhalten kostet nicht nur Geld, sondern auch Zeit und fällt den Reichen leichter als den Armen. Eine solch perfekte Verpackung jedoch lohnt sich. Sie verspricht uns Frauen, aus jedem Aschenputtel eine Göttin zu machen und damit "geliebt" zu werden. Die Schönheits- und Werbeindustrie verspricht auch jenen Frauen, die im Hinblick auf ihr Äußeres "aus der Rolle fallen" Erfolg. (10) Nach dem Motto: "Machen Sie das Beste aus ihrem Typ" können kleine Schönheitsmacken kaschiert und kompensiert werden. Dieser fast unentrinnbare Zwang zum Schönsein treibt selbst körperbehinderte Frauen dazu, sich Prothesen anpassen zu lassen, selbst dann, wenn diese schmerzhaft sind, wenn sie ihre Bewegungen beeinträchtigen, ihr negatives Körpergefühl fördern oder gar den Haß auf ihren Körper steigern (11). Mit einer solchen Anpassung an das gesellschaftliche Schönheitsideal wollen sie ihren Teil zur gesellschaftlichen Integration selber beitragen: Sie sollen sich selber den Anschein körperlicher Normalität geben, damit die ästhetischen Bedürfnisse der nichtbehinderten Umwelt nicht gestört werden.

Ich erkenne weiterhin, daß Frauenschönheit häufig der Aufwertung des Mannes dient, daß "die schöne Frau an seiner Seite" sein Ansehen erhöht, daß dagegen die Beziehung zu einer häßlichen oder entstellten Frau für ihn eine Art "Abstieg" bedeuten kann.

Ich erkenne auch, daß der "schöne Körper

der Frau" von der Werbeindustrie als Konsumanreiz benutzt wird und daß somit die Produktionsbedingungen einer Gesellschaft mit in die Schönheitsnormen eingehen.

5. Mutterschaft

Als Mutter war ich glücklich darüber, daß mein Kind schön und gesund war. Wenn die Leute zu mir sagten: "Dein Sohn ist ein richtiger Ableger von Dir!" war ich stolz und sah in ihm mein Spiegelbild - aber auch meine Zukunft und meine Hoffnung.

Ich erkenne, daß weibliche Schönheit möglicherweise im schönen und gesunden Kind ihre Bestätigung und Fortsetzung finden kann und daß sich die Verinnerlichung von Schönheitsnormen möglicherweise durch "schöne Kinder" verfestigen kann. So kann ich nur ahnen, wie schmerzlich es für eine Mutter sein muß, ein Kind zu haben, welches "kein Kind zum Vorzeigen" ist.

6. Älterwerden

Ein besonders krasses Beispiel dafür, wie tief das gesellschaftliche Schönheitsideal von mir Besitz ergriffen hatte, ist ein Erlebnis aus der Zeit, als ich als über 40-jährige Frau meine Promotion abgeschlossen hatte und mich auf den Weg des beruflichen Aufstiegs begab. In diese Jahre des beginnenden Alters fällt eine kurze intensive Liebesbeziehung zu einem 20 Jahre jüngeren Mann. Er verkörperte für mich das Idealbild absoluter Schönheit: Er war groß, schmal, glatt, geschmeidig, kraftvoll und jung.

Ich erkenne heute, daß ich angesichts meines eigenen Älterwerdens, angesichts des Dahinschwinden eigener körperlicher Schönheit in einer kurzen leidenschaftlichen Liebe dem Fetisch der Jugendlichkeit verfiel. Es war die Zeit Anfang der 70er Jahre, als Fragen von Jugendkultur, Jugendsexualität und Jugendrevolte im

Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion standen. Möglicherweise protestierte ich mit dieser Liebe unbewußt gegen das Älterwerden und versuchte gleichzeitig, meine eigene Grenzenlosigkeit zu beweisen: "Schaut her! Mir steht als 40-jährige Frau nicht nur die berufliche Welt offen. Auch meine Ausstrahlung auf Männer ist - trotz meiner Falten - noch unbegrenzt!" Ich wollte zeigen, daß Schönheit nicht nur an Dingqualitäten festzumachen ist. Schönheit ist Entwicklung. Schönheit ist Lebendigkeit. Schönheit ist geistige Produktivität,

Sicherlich steckt in dieser Erkenntnis ein Stückchen Wahrheit. Unglaublich jedoch war dabei meine Abhängigkeit von männlicher Anerkennung. Denn: Obwohl ich beruflich aus der typischen Frauenrolle herausgetreten war, hörte ich nicht auf, nicht mit "Männeraugen" zu sehen und so zu sein wie "man" mich wünschte: Ich trat auf als die zwar nicht mehr ganz junge dafür aber erfolgreiche Intellektuelle, stets gut gelaunt und dynamisch. Ich gab mich als perfekte Alleskönnerin, die die ersten sichtbaren Spuren ihres Älterwerdens durch Lebendigkeit und geistige Beweglichkeit auszugleichen versuchte und die es durchaus noch mit jüngeren Frauen "aufnehmen konnte". Damit begab ich mich in Konkurrenz zu anderen Frauen.

7. Krankheit

Eine wichtige Erkenntnis über die sehr subtile Bedeutung weiblicher Schönheit gewann ich durch ein schmerzhaftes Erlebnis im letzten Jahr. Im vorigen Frühjahr mußte ich wegen Verdacht auf Unterleibskrebs operiert werden. Meine Gebärmutter und meine Eierstöcke wurden entfernt. Als ich einige Monate später wieder in der Universität auftauchte, fragte mich ein Kollege aus dem Sportbereich, ob ich krank gewesen sei. Ich antwortete: "Ja, ich habe eine Unterleibsoperation hinter mir." Darauf starrte er mich an, sagte: "Igitt, igitt!" und ging fort. Auf ähnlicher Ebene liegt eine Äußerung eines

anderen Kollegen, der nach meiner Rückkehr aus dem Krankenhaus forsch lächelnd zu mir sagte: "Ich höre, Du bist aufgenommen worden!" Beide Äußerungen machten mich zunächst sprachlos.

Heute erkenne ich, daß der Verlust der Gebärfähigkeit für uns Frauen zwar keine sinnlich wahrnehmbare ästhetische Beeinträchtigung ist, aber auf der Erkenntnis-ebene eine Minderung unserer Schönheit zu sein scheint, sonst hätte sich der eine männliche Kollege nicht einem Ausruf des Ekels von mir abgewandt, und der andere hätte mich nicht mit einem Huhn oder einer Pute verglichen. Ich beginne zu begreifen, daß die traditionelle weibliche Schönheit an die "ursprüngliche Bestimmung des Weibes" gebunden zu sein scheint, nämlich an ihren biologischen Zweck, Kinder zu gebären. Ein Verlust unserer Gebärfähigkeit scheint für viele Männer auch ein Verlust unserer Schönheit zu sein.

- Kürzlich stellte der Arzt bei einer der regelmäßigen Nachuntersuchungen bei mir eine Verhärtung der linken Brust fest. Ich hatte Angst, nun Brustkrebs zu haben. Die Mammographie ergab jedoch, daß die Angst unbegründet war. Der Schock, nicht nur wieder eine lebensbedrohende Krankheit zu haben, sondern auch noch durch eine Brustoperation verstümmelt zu werden, saß mir noch lange Zeit in den Knochen.

Nach diesen Erfahrungen von Angst und Ungewißheit wird mir klar, was eine Brustamputation für die weibliche Schönheit bedeutet: Die Frau ohne Brüste - oder die Frau mit nur einer Brust - eine abstoßende Vorstellung! Nachdem ich das kühne Buch von Mary Daly: "Gyn:Ökologie" (12) gelesen habe, frage ich mich:

- stimmt es, daß Unterleibs- und Brustkrebs medizinisch hervorgerufene "angeordnete" Krankheiten sein können?
- Warum sind gerade die fetischisierten weiblichen Körperteile wie Unterleib

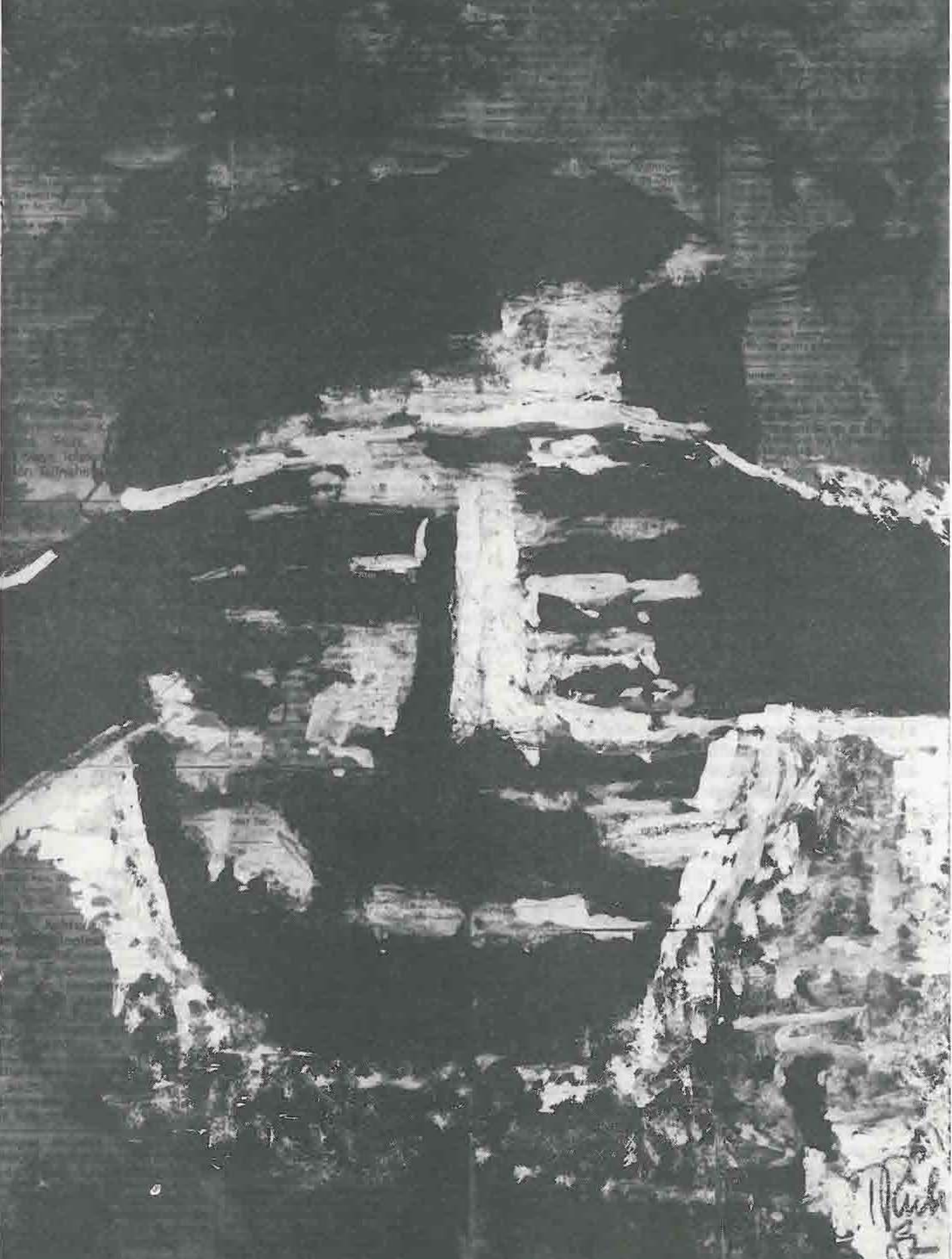
und Brust mögliche Brutstätten für Krebs und damit "potentiell tödliche Organe"?

- Kann man das ungeheuerliche Ausmaß an Körperverstümmelungen bei Frauen durch die moderne Chirurgie in jene lange weltweite Tradition von Frauenvernichtung einreihen wie:
 - indische Witwenverbrennung, chinesisches Füße-einbinden, afrikanische Genitalverstümmelungen, europäische Hexenverbrennungen?
- Ist die Gynäkologie eine besondere subtile patriarchalische Maßnahme, Frauen rein und gefügig zu halten, sie in Angst und Abhängigkeit zu versetzen und ihrer Schönheit und Vitalität zu berauben?

Mary Daly schaut in die Zukunft:

"Bald wird es für eine Frau über fünfzig anormal sein, ihre eigenen Brüste und/oder ihren eigenen Uterus zu haben".

Ich habe versucht, an einigen Stationen meiner Biographie zu zeigen, wie sich bei mir selber Schönheitsnormen herausgebildet haben. So lückenhaft diese Darstellung auch ist, so kann sie doch andeuten, wie tief gesellschaftliche Schönheitsnormen unser Bewußtsein und Handeln als Nichtbehinderte bestimmen können und wie schwer es sein wird, solche "inneren Bilder" vom schönen Menschen zu zerstören. Ich gehe jedoch davon aus, daß es keine "ästhetischen Archetypen" (13) oder diesbezüglichen anthropologischen Schemata gibt, sondern daß wir uns unsere Schönheitsbilder angeeignet haben. Wenn wir uns ihrer bewußt werden, uns mit ihnen auseinandersetzen und ihre teilweise unterdrückende Bedeutung erkennen, können wir versuchen, uns gegen sie aufzulehnen, sie aufzubrechen und vielleicht zu verändern, denn der Mensch ist nicht nur ein durch Normen bestimmtes Objekt, sondern er kann auch zum normenbestimmenden Subjekt werden.



8. Prozesse des Aufbruchs

Durch vielfältige Einflüsse, Erlebnisse und Erkenntnisse wurden meine eigenen Schönheitsnormen allmählich erschüttert. Dies war ein langer und teilweise schmerzhafter Prozeß:

- Durch Erlebnisse mit Schülern und Schülerinnen der Sonderschule L., die nicht schön waren. Einige waren fettleibig, schielten oder hatten leichte Körperbehinderungen. Sie waren in der Gefahr, selbst innerhalb der Gruppe lernbehinderter Schüler zu Außenseitern zu werden. Durch sie erfuhr ich, zu welcher isolierenden Wirkung die Verinnerlichung von Schönheitsnormen schon bei Kindern und Jugendlichen führen kann. Ich versuchte, ihre Probleme zum Thema des Unterrichts zu machen.
- Durch die Erfahrungen mit Müttern lernbehinderter Schüler: Diese waren meist müde und abgearbeitet, ihr Alter war schwer bestimmbar. Sie hatten kaum Zeit und Geld sich zu pflegen und etwas für sich zu tun. Im Vergleich zu ihnen wurde mir meine eigene bevorzugte Stellung als bürgerliche Frau bewußt. Ich versuchte, die Lebensschicksale arbeitender Menschen - insbesondere arbeitender Frauen - in den Mittelpunkt des Unterrichts zu rücken und z.B. mit Bildmaterial zu arbeiten, welches die Lebensrealität dieser Menschen darstellt, so daß sich die Schüler mit ihnen identifizieren konnten.
- Durch systematische theoretische Beschäftigung mit dem sexualen Normsystem. Ich erhielt Einblick in die gesellschaftliche Funktion sexueller Normen. Ich begriff Stück für Stück, daß diese relativen Charakter besitzen und der Absicherung der jeweiligen Macht- und Herrschaftsverhältnisse dienen. In diesem Zusammenhang konnte ich auch die gesellschaftlichen Schönheitsnormen einordnen,

deren Stellenwert für mein eigenes Leben begreifen und deren zerstörende Bedeutung für das sexuelle Leben Behinderter erahnen. (14)

- Durch Einflüsse der Frauenbewegung: Ich begriff langsam, daß unser Starren auf Schönheit und unsere Jagd nach Schönsein Bestandteil und Ergebnis unserer Sozialisation zur Weiblichkeit sind. Ein Nicht-in-Fragestellen dieser Schönheitsnormen durch uns Frauen selber kann dazu führen, daß wir bewußtlos an unserem eigenen Jahrtausende alten Kerker weitermauern.
- Durch Erkenntnisse über die zerstörerische Wirkung kapitalistischer Warenästhetik auf das herrschende Frauenbild und auf menschliche Beziehungen: In einer Lehrveranstaltung beschäftigten wir uns mit Frauenfotografie - von Männern gemacht - und mit frauenfeindlicher Werbung. Besonders am Beispiel Marilyn Monroe, "der Göttin der Liebe", erkannten wir, daß Schönheit nach dem Maßstab kapitalistischer Warenästhetik zur "schimmernden Zwangsjacke" für die Frau werden kann. Wir verstanden, was der Satz bedeutet: "Indem so ein Gesicht gewonnen wird, wurde zugleich eines verloren." Wir ahnten, warum Marilyn Monroe, "die zauberhafte und vollkommene Schönheit", einige ihrer letzten Fotos durchstrich, zerkratzte und schließlich ihr Leben selber beendete.
- Durch die Geborgenheit in einer Partnerschaft: In einer humanen Partnerschaft erfahre ich, was es bedeutet, daß ein Mann mich erkennen will, wie ich wirklich bin und warum ich so bin und daß dabei die "schöne glatte Oberfläche", Jugendlichkeit und Dynamik gar nicht so wichtig sind. Aus dieser emotionalen Sicherheit heraus gewinne ich Kraft, mich auch öffentlich gegen unterdrückende Schönheitsnormen zu wenden.

- Durch Anstöße von behinderten Frauen: (2) Hans, Jürgen: Darstellung von Menschen mit Behinderung in der bildenden Kunst. In: Kunst und Unterricht, Oktober 1981, S.26-27.
- Durch körperbehinderte Frauen erfuhr ich, wie sehr sie unter gesellschaftlichen Schönheitsidealen zu leiden haben. Ich erkannte, daß wir nichtbehinderten Frauen mit unserer Schönheit zu ihrem Leid und zu ihrer Unterdrückung beitragen können, daß wir aber auch gleichzeitig in ihnen unsere eigene Unterdrückung, die leiser und subtiler ist, wie in einem Brennglas verschärft erblicken können. Ich begriff jedoch auch, daß ihre sexuellen Erfahrungen in der Regel kaum die unseren sind.
- (3) Auf die Wirkung christlicher Kunst für die Herausbildung patriarchalischer Leitbilder gehe ich hier nicht ein: Siehe:
- Daly, Mary: Jenseits von Gottvater, Sohn und Co. München 1980.
- Sölle, Dorothee: Vater und Mutter unser im Himmel. Anfragen feministischer Theologie. In: Das Argument 129, S.665-677.
- Durch Anstöße von Männern aus der Behindertenbewegung: (4) Gnüg, Hiltrud: Gibt es eine weibliche Ästhetik? In: Kürbiskern 1, 1978, S.131-141.
- In Gesprächen mit körperbehinderten Männern wurde ich als nichtbehinderte Behindertenpädagogin in meiner etablierten und privilegierten Stellung radikal in Frage gestellt. Ich bin dabei, meine Glaubwürdigkeit zu überprüfen, über mein eigentliches Verhältnis zu Behinderten nachzudenken, mein eigenes sexuelles Normensystem zu analysieren und meine eigenen Vorstellungen von Schönheit zu hinterfragen. So frage ich mich z.B., welche Möglichkeiten ich als nichtbehinderte Behindertenpädagogin habe, die Diktatur der sexuellen und ästhetischen Normalität ein wenig aufzubrechen, Schönheitsnormen bewußt zu machen und zu verändern, dabei mich selber zu verändern und zu einer veränderten Sichtweise von Schönheit zu gelangen und neue Schönheitskriterien zu entwickeln. (15)
- (5) Duden, Barbara: Das schöne Eigentum. Zur Herausbildung des bürgerlichen Frauenbildes an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. In: Kursbuch 47, S.125-140.
- (6) Bovenschen, Sylvia: Über die Frage, gibt es eine weibliche Ästhetik? In: Dietze, Gabriele: Die Überwindung der Sprachlosigkeit. Texte aus der neuen Frauenbewegung. Darmstadt und Neuwied 1979.
- (7) Krolow, Ingrid: Unbeschreiblich weiblich, Frauen in der Kunst: Sind die Rosinen im Kuchen. In: Elefantpresse und Anna Tühne (Hrsg.): Frauenbilderlesebuch, Berlin 1980.
- (8) Haug, Frigga: Opfer oder Täter? In: Das Argument 123, S.643-639 und Argument-Studienheft 46, S.4-12.
- (9) Haug, W.F.: Kritik der Warenästhetik. Frankfurt/M. 1977, 6.Aufl.

Anmerkungen:

- (1) Mausbach/Mausbach/Bromberger: Feinde des Lebens. NS-Verbrechen an Kindern. Frankfurt/M. 1979, S.59.
- (10) Gipser, Dietlinde und Steinhilbers, Marlene: Wenn Frauen aus der Rolle fallen. Weinheim und Basel 1970.

- (11) Degener, Theresia: Wer will so eine denn schon? In: *Emma*, Februar 1982, S.26-29; s.auch die Berichte körperbehinderter Frauen. In: *Courage*, Januar 1980.
- (12) Daly, Mary: *Gyn/Okologie*, Frankfurt/M., 1982, S.245, 263, 257, 304.
- (13) Mürner, Christian: "Normalität" in (Behinderten)pädagogik. In: *Behindertenpädagogik*, 17.Jg. H.4, 1978, S.230-240.
- Altemöller, Rudolf u.Eggert, Dietrich: *Körperliche Ästhetik und Interaktion mit Behinderten. Überlegungen zu einer Psychologie der Häßlichkeit*. In: *Behindertenpädagogik*, 10.Jg., H.4, 1981, S.343-356.
- (14) Rohr, Barbara: *Lernbehindertendidaktik, Biologie, Sexualerziehung*. Studienbrief, Fernuniversität Hagen 3364/1/03/S.1.
- (15) Allgemeine Aussagen zur Ästhetik, s.: *Ästhetik*. In: Klaus, Georg u.Buhr, Manfred (Hrsg.): *Philosophisches Wörterbuch*. Berlin 1975, S.134-140.



Sollen, können, dürfen Experten über Behindertensexualität reden



Bericht über eine vergessene Tagung von
Volker Schönwiese

In Wien fand im März 1982 eine von Ernest Borneman organisierte Tagung zum Thema "Sexualität und Behinderung statt". Fast alle Experten aus dem deutschsprachigen Raum, die damals zum Thema etwas geschrieben haben, waren eingeladen. Und dazu - das war das neue - ausdrücklich auch behinderte Personen. Die Tagung mit ca. 150 Teilnehmern endete mit einem Skandal. Den Beginn der Tagung bildete das Referat von Barbara Rohn aus Bremen, das in diesem LOS-Heft zur Gänze abgedruckt ist und das für uns behinderte Teilnehmer den Maßstab setzte, wie mit dem Thema umgegangen werden sollte. Jeder sollte kritisch von seiner Erfahrung und von seiner Position aus berichten.

Heinz Bach aus Mainz, der sehr schön formulierte Worte zum Thema fand, war der nächste Redner. "Optimale Selbstverwirklichung in sozialer Integration" befürwortete er und erklärte, daß man nicht von den Behinderten sprechen kann, sondern nur von Menschen mit jeweils besonderen Bedürfnissen. Er vertrat folgende Prinzipien für die sexuelle Erziehung:

- Bejahen statt ablehnen
- Helfen statt unterdrücken
- Helfen statt antreiben
- Differenzieren statt reglementieren
- Verstärkte Aufmerksamkeit über das soziale Umfeld

Hätten wir nicht gewußt, daß Bach ein "klassischer" Sonderpädagoge ist, hätten wir dem voll zustimmen können. So kamen aber bald die Fragen unter welchen Bedingungen die Prinzipien verwirklicht werden sollen. Dazu sagte dann Bach:

.. Aber der Horizont der Integration ist auch abhängig, wie weit meine Sprache gefördert ist und wie weit meine Wahrnehmung gefördert wird, wie weit meine Kondition gefördert ist, wie weit meine Motorik gefördert ist. Wenn ich, wie es in manchen Integrationsversuchen geschieht, alles nur auf Soziales abstelle, dann bleibt meine Integrationsmöglichkeit beschränkt ... was hier zu fördern ist, läßt sich nicht im Unterricht mit anderen Schülern zusammen machen Ich spreche jetzt von Personen mit geistiger Behinderung ... "

Die Schlußfolgerung liegt nahe, wenn schon solche Fähigkeiten zur Integration erforderlich sind, welche sind denn dann zur Erfüllung von Sexualität notwendig. Nachdem auch Bach keine Beispiele für Hilfe oder Ermöglichung von Sexualität konkret lieferte, blieb alles vage, ein Nachgeschmack von repressiver Toleranz.

Der nächste Vortrag kam von Ursula Kerper von der pädagogischen Hochschule Reutlingen. Sie sprach sehr kühl - wissenschaftlich - in folgendem Stil:

... ich möchte sprechen über psychologische Aspekte zur Sexualerziehung in der Körperbehindertenpädagogik und habe zunächst so etwas wie eine Rechtfertigung vorgesehen, daß ein Psychologe sich über Sexualerziehung ausläßt, weil er kein Pädagoge ist. Die Psychologie versteht sich ja als wissenschaftliche Disziplin, die die Vermittlung von gesellschaftlichen und pädagogischen Wertorientierungen in ihrem Aufgabenkatalog nicht enthält. Sie trägt aber - so eine Ansicht - durch theoretische Konzepte einerseits durch Forschungsergebnisse, eben zur Modifizierung solcher Wertorientierungen bei. Und insofern scheint es mir auch wichtig, psychologische Aspekte aufzuzeigen, die eine Sexualerziehung allgemein und eine Sexualerziehung in der Körperbehindertenpädagogik beeinflussen können.

Nach meiner Erfahrung scheitert Kommunikation häufig daran, daß gleiche Worte in unterschiedlichen Bedeutungen benutzt werden, und daher einige begriffliche Vorklärungen ..."

Das ganze weitere Referat war mehr oder weniger eine Aneinanderreihung von Begriffsklärungen und "Gegenstandsklärungen", deren Kern die Aussage war, daß Sexualität sich lebensgeschichtlich entwickelt. No na muß man dazu sagen. Keinerlei Konsequenzen für die tatsächliche Situation von Behinderten wurde so gezogen, geschweige daß irgend ein lebendiges sich selbst Einbringen spürbar war. Bei der Diskussion war dann spürbar, daß sich die Behinderten im Saal zu solidarisieren begannen. Unter den Behinderten waren aus unserer jetzigen LOS-Redaktion Gunther, Claudia, Kurt, Ernst, der Schreiber dieses Artikels und aus der BRD Franz Christoph und Cilly Schwerdt. Wir fühlten uns durch die Art des Referates wirklich angegriffen, Franz brachte das in seiner damals noch ungebrochenen Art am kräftig-

sten zum Ausdruck. Viele Tagungsteilnehmer waren schon während dem Referat aus dem Saal gegangen, haben "mit den Füßen abgestimmt".

Borneman kommentierte:

"... Irgendwo stimmt es auch nicht mehr, wenn Sie am Ende Ihrer Ausführungen sagen, in der Sexualität - und ich verbreitere es jetzt einmal: in der Kommunikation überhaupt - ist es wichtig zu bedenken, daß das subjektive Erleben abhängig ist von der Bedeutung. Wenn ich das übertrage auf das Plenum hier, dann würde ich fragen: wo bleibt der Bedeutungsanteil dessen, was sie gesagt haben? Irgendwo ist mir das nicht mehr verständlich, und es hat auch mir Angst gemacht die Kühle - die ich auch mit einem gewissen Neid betrachtet hab - die Kühle, die sie befähigt eine halbe Stunde lang zu reden ... Es herrscht eine völlige Kommunikationsarmut zwischen uns ..."

Es folgte eine Diskussion, ob und wie weitergeredet werden soll, ob Schmeichel als Co-referent von Frau Kerper fortfahren kann usw.

Kluge (Autor des Buches "Sollen, können, dürfen Behinderte heiraten?"):

"Hier sind Worte gefallen: Eisige Wissenschaft. Und ich sage, was hier abläuft, ich empfinde die Situation im Augenblick als sehr eisig, die Kommunikation wirkt sich auf mich sehr eisig aus ... Ich denke, es wäre nicht schlecht den anderen zu verstehen

Franz:

"... Die Karten sind ja schon verteilt. Es ist unsere Sexualität die hier behandelt wird und in unserer Sexualität sollen wir gleichberechtigt sein, wenn Sie über unsere Sexualität reden ... das geht nicht, das ist das selbe, wie wenn ein KZ-Wärter sagt, ich will jetzt gleichberechtigt mit den Juden reden, wie es ihnen geht. Da gibts sicher eisige Kälte und die eisige Kälte ist in dem

Punkt legitim. Da sitzt der Autor von dem Buch 'Können, sollen, dürfen Behinderte heiraten?' und da find ich eisige Kälte gerechtfertigt. Um adäquat zu reagieren, möchte ich jetzt zur Frage der Empfängnisverhütung fragen, wenn der Herr Kluge jemandem ein Kind andreht, soll man jetzt den Herrn Kluge sterilisieren oder nicht (Lachen im Publikum). Ja sicher da lacht man, da bin ich der aggressive Behinderte. Aber wieviel Unterdrückung müssen wir denn schlucken! Da muß es doch eine eisige Kälte geben."

Es kommt dann doch noch so weit, daß Schmeichel sein Referat hält. Aus dem Referat ein Auszug:

"... Wenn man bereit ist, den ganzen Menschen mit seiner sensorisch-motorischen Ausstattung aus seiner sozialen Existenzform heraus zu verstehen, dann - und jetzt kommen einige Schlußfolgerungen - dann kann man meines Erachtens nicht mehr davon sprechen, daß ein Mensch ein Recht auf diese oder jene Bewegungsmöglichkeit hat, oder ein Recht auf diese oder jene Sinneswahrnehmung, und dann kann man auch nicht davon sprechen, daß ein Mensch ein Recht hat, vielleicht sogar ein einklagbares Recht auf dieses oder jenes sexuelle Lustempfinden. Aber, weil sich seine Persönlichkeit nur in Erschließung aller Dimensionen der menschlichen Lebenswelt ausformen kann, darf man mit Recht sagen, daß ihm der Zugang zu diesen Dimensionen, also auch der sexuellen Dimension, niemals verweigert werden darf. Das ist meiner Auffassung nach das Recht auf Freiheit zu einem menschlichen Leben ... Unsere Freiheit ist also grundsätzlich von menschlichen Beziehungen abhängig und hier scheint ein Widerspruch zu sein, der unaufhebbar ist ... Die entscheidende Frage ist doch wohl die, wie ein behinderter Mensch zu dem notwendigen Selbstbewußtsein kommt, wenn er die Situation gestalten will oder soll ... "

Die Diskussion eskalierte weiter.

Cilly:

"... ich hab selbst erlebt, daß ich - nachdem ich mit 8 Jahren behindert wurde - in meinem Selbstwertgefühl niedergedrückt wurde systematisch, im Gegensatz dazu, wie ich vorher erzogen worden bin. Wie sehen Sie das, daß Selbstwertgefühl systematisch herabgesetzt wird, und warum wird das von vielen Nichtbehinderten gemacht? Welche Angst steckt dahinter? ... "

Schmeichel:

"In meinem Erfahrungsbereich hab ich das noch nicht beobachten können (höhnische Oh-Rufe aus dem Publikum). Ja, sie wollten eine Antwort von mir! In meinem Erfahrungsbereich hab ich das Gegenteil beobachten können, daß im Umgang mit körperbehinderten Kindern das Selbstwertgefühl dieser Kinder wächst. Das ist meine Antwort! ..."

Während dem nächsten Referat von einem Sozialarbeiter der Stiftung Rehabilitation, der darüber berichtete, wie seine Versuche eine Sexualberatungsstelle öffentlich gefördert einzurichten, zu-nichte gemacht worden sind, versammelten wir Behinderte uns außerhalb des Saales und beschlossen, uns diese Art der Diskussion nicht weiter bieten zu lassen.

Wir gingen wieder in den Saal, besetzten das Podium (wir waren ca. 10 Behinderte, die einzige Nichtbehinderte, der wir gestatteteten mit aufs Podium zu kommen, war Barbara Rohr) und unterbrachen die Tagung. Wir verkündeten, wir würden nur dann an der Tagung weiter teilnehmen, wenn zuerst die Experten, die über uns reden, zwei Fragen beantworten: Wie legitimieren die Experten, daß sie über unsere Sexualität reden. Und: Sind die Ex-

perten bereit auch über ihre eigene Sexualität zu reden, um ein gleichberechtigtes Gesprächsklima zu schaffen.

Ca. zwei Stunden wurde wild durcheinander diskutiert, keiner der anwesenden Experten war bereit eine der Fragen direkt zu beantworten. So ging der erste Tagungstag zu Ende.

Der zweite Tag hätte nach der Regie von Borneman der Tag der Behinderten sein sollen, hätten wir den Vorsitz übernehmen und berichten sollen. Wir weigerten uns, wiesen immer wieder auf die von uns gestellten Fragen vom Vortag hin. Borneman war dann der einzige, der nach langer Diskussion etwas persönliches über sich erzählte:

"Ich bin völlig verstört und verängstigt (auf die Publikumsfrage: wodurch?) Weil mir schon Barbara Rohrs Bericht über die Notwendigkeit, die eigene Ästhetik zu überprüfen, irrsinnige Schwierigkeiten gemacht hat. Ich weiß aus meinen Diskussionen mit meiner Frau, daß ich ein intensiv Betroffener bin ... Ich kann mit meiner Frau zusammenleben, weil ich - obgleich sie so alt ist wie ich und weißhaarig und nicht mehr schön - weil ich sie im Kopf hab als jung und schön. Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß ich mit einer weißhaarigen Frau, einerlei wie intelligent, einerlei wie liebevoll, heute ins Bett gehen könnte. Eine unvorstellbare Sache ... Ich könnte mir vorstellen, daß ich mit einer schönen behinderten Frau das durchaus tun könnte, aber genau das, was Barbara Rohr von mir verlangt, die Fähigkeit, einen Menschen zu lieben, der nicht schön ist, die hab ich nicht."

Über die Frage der Legitimation, daß Experten ausschließlich über uns reden, kam es noch zu einem langen Disput mit Schmeichel.

Das Fernsehen kommt dann auch noch in den Saal und dreht stellenweise mit. Es soll ein kurzer Bericht in den Nachrichten kommen. Dem Fernsehmann geht die Geduld aus und er meldet sich:

"Ja, das geht mir fürchterlich auf die Nerven, wir reden pausenlos von sexuellen Problemen. Ich kann Ihnen nur sagen, mir steht er, wann immer ich Lust hab und will (Lautes Lachen im Saal). Wenn das bei Ihnen (den Behinderten) auch der Fall ist, dann seien Sie glücklich, wenn das nicht der Fall ist, dann gehen Sie entweder zum Psychiater oder zu einer tollen Frau ..."

Der Vormittag geht im Durcheinander unter.

Am Nachmittag versucht Borneman noch einmal das Programm durchzuziehen. Nach einigem Hin und Her hält auch Kluge noch ein Referat, ungebrochen im schon dargestellten Stil. Ernst Klee hält noch ein kurzes Referat - er ist offen auf unserer Seite. Es herrscht weiterhin Verwirrung. Borneman möchte die Situation retten und läßt einen Film vorspielen, um die Diskussion in Gang zu bringen. Der Film zeigt einen querschnittgelähmten Mann und eine nichtbehinderte Frau, wie sie alle möglichen Sexualstellungen vorführen. Die Art ist die eines Soft-Pornos mit angenehmer Musikuntermalung.

Während dem Film verlassen wir Behinderte demonstrativ den Saal. Wir können überhaupt nicht begreifen, daß dieser Film die Antwort auf unsere Fragen sein soll. Hier wird wieder ausschließlich wieder nur unsere Sexualität betrachtet, jetzt schon im Film.

Wir senden eine Delegation in den Saal und lassen ausrichten, daß wir unter diesen Umständen nicht mehr bereit sind mit den Experten weiterzudiskutieren.

Borneman bricht darauf völlig aufgelöst die Tagung vorzeitig ab.

Paarbeziehung im Heim

Günter Raabe

Eine neue Lebens- und Wohnform für geistig und körperlich behinderte Menschen

Vorwort:

Das Leben des Menschen ist Trieben und Hemmungen unterworfen. Jeder Mensch hat unzählige Triebe, die alle auf die eine oder andere Weise zufriedengestellt werden wollen.

Ein wesentlicher menschlicher Trieb ist der Lebens- oder Geschlechtstrieb. Dieser Trieb liegt allen Menschen inne, in geringerem oder stärkerem Grade, was von den Lebensbedingungen abhängig ist.

Dieser Geschlechts- oder Sexualtrieb kann zeitweise stark, zeitweise gering sein, er kann sich bei anderen Aktivitäten sublimieren (Umwandlung der Triebregungen in Impulse zur kulturellen und sozialen Leistung). Immer aber liegt er latent im Menschen als wichtiger Bestandteil des menschlichen Daseins.

Es gibt keine wissenschaftlichen Untersuchungen, die bewiesen haben, daß geistig behinderte Personen einen solchen Trieb nicht haben.

Vielmehr dürfte es so sein, daß geistig behinderte Menschen, diesen ihren Trieb aus verschiedenen Gründen entweder nicht wie andere Menschen steuern können, oder ihn nicht angemessen zu leben verstehen und das nicht etwa nur wegen ihrer Behinderung, sondern aufgrund ihrer Umgebung und der Bedingungen, die sie bietet.

Bevor ich auf diese Störfaktoren und ihre Auswirkungen eingehe, noch einige Grundsätzlichkeiten:

Wenn wir über die Sexualität geistig behinderter Menschen nachdenken wollen, dürfen wir geistig behinderte Menschen nicht als homogene, d.h. gleichförmige Gruppe betrachten. Die Bezeichnung "geistig behindert" umschließt alle Grade intelligenzmäßiger Behinderung, von schwachbegabten, konfusen Personen bis zum hilflosen Idioten, der dem Anschein nach mental und physisch (geistig und körperlich) völlig ausgelöscht erscheint.

Nach unseren Erfahrungen müssen wir die Behinderten in drei Gruppen einteilen:

1. Jene, die in ihrem Verhalten sexuelle Bedürfnisse deutlich äußern, ihre Probleme aber selber lösen können, sei es durch Unterweisung, sei es durch Nachahmung.
2. Jene, die ihre Bedürfnisse nicht offen äußern können, aber erkennbare Signale setzen (z.B. Aggressivität, streicheln o.ä. gegenüber dem gewünschten Sexualpartner).
3. Jene, die vermutlich keinen Sexualtrieb haben und folglich solche Aktivität nicht benötigen.

Durchwegs sind es die Gruppen eins und zwei, die unserer Hilfe bedürfen. Es sind auch durchwegs die Personen, die in den Tagesbildungsstätten, den Werk- oder Wohnstätten von Einrichtungen der Behindertenhilfe sind.

Noch etwas anderes ist wichtig aufzuzeigen, wenn das Thema "Sexualität" aufgegriffen wird. Wir können nicht über die Sexualität der Behinderten sprechen und uns selbst in die Rolle des Nichtbetroffenen manövrieren.

Unter derartigem Blickwinkel laufen wir Gefahr, die Sexualität bei ihnen als

etwas Besonderes oder gar Absonderliches zu sehen. Die Sexualität würde dann den Wert einer zweiten Behinderung bekommen. Es deutet sich an, daß der Fragenkomplex "Sexualität und ihre Probleme" eine gewisse Bereitschaft von uns verlangt, übernommene Einstellungen zu überdenken und einen Prozeß des Neulernens einzuleiten.

So gilt es zu erkennen, daß die Sexualität nicht auf den Aspekt des nur Genitalen und damit verbunden, mit Fragen der Zeugungsfähigkeit beschränkt ist. Dieses einseitige Verständnis verhindert das Hinterfragen wesentlicher Gesichtspunkte, die mit dem Anspruch einer menschlichen Sexualität verbunden sind, die der sozialen Bindungsfähigkeit dienen und auf der zwischenmenschlichen Ebene zunächst Ausdrucksformen von Verständnis, Zärtlichkeit, Toleranz, Zuneigung usw. sind. So ist die Sexualerziehung ein akzentuierter Bestandteil der gesamten Sozialerziehung.

Würden wir die Sexualität nur mit Geschlechtsverkehr und Zeugung gleichsetzen bzw. nur in dieser Einschränkung sehen, würde das bei dieser dürftigen Einseitigkeit zu unlösbaren Sexualproblemen führen.

Wir müssen auch, wie schon angedeutet, begreifen, daß es nicht stimmt, wenn man sagt: Der Behinderte hat keine Sexualität, er ist geschlechtsneutral.

Vielmehr dürfte es so sein, daß durch die Schuldgefühle der Eltern, ihre enttäuschten Erwartungen, ihre uneingestandene Ablehnung oder ihre Angstgefühle, die emotionale Entwicklung schon im Kindesalter gestört und dadurch das Selbstverständnis zu mitmenschlichen Kontaktbeziehungen verzerrt oder unterdrückt wurde.

Um noch besser deutlich zu machen, daß wir geistig Behinderten ein Anrecht auf menschliche Sexualität zu geben haben, ist auch daraus abzuleiten, daß jeder Mensch, der seine sexuellen Triebe verdrängen muß, auch seine Persönlichkeit ändert. Es kommt zu charakterlichen Absonderlichkeiten, die aber einen geistig Behinderten der Umwelt noch unheimlicher

erscheinen lassen, sei es, daß er aggressiv oder autistisch (interessen- oder teilnahmslos), infantil oder pseudologisch wirkt.

Wie schon an anderer Stelle ausgeführt, darf der Sexualtrieb nie als separater Teil des Daseins angesehen werden, er ist das Ergebnis aller menschlichen Relationen. Gewiß, der Sex dient in erster Linie der Fortsetzung der Menschheit, andererseits hat er seine immense Bedeutung aber im Hinblick auf das allgemeine Wohlbefinden. Es kann kurze, heiße Zufriedenstellung oder eine lange warme Verbindung sein, und es gibt kein Gesetz, menschlich oder juristisch, das von geistig Behinderten höhere Ethik als von anderen Menschen verlangt, oder anders gesagt, daß ein behinderter Mensch auf lustbetonte Dinge verzichten soll, die wir "normalen Menschen" mit perfektionierter Raffinesse und mit einer Selbstverständlichkeit pflegen.

Das heißt für uns nun, Möglichkeiten zur Bewältigung der sexuellen Triebregungen zu geben, die für die Umwelt annehmbar sind, oder anders gesagt, sie durch ständige behutsame, verständnisvolle Beeinflussung zu einem von der Gesellschaft akzeptierten Verhalten zu bringen. Wir alle, ob Eltern oder professionelle Erzieher, müssen sie befähigen, die Sexualität zu leben, ohne Schuldgefühle sich oder andere zu schädigen; damit meine ich nicht etwa körperlich, sondern seelisch.

Ich weiß, wie schwer es ist, mit geistig Behinderten über sexuelle Dinge und den damit verbundenen Fragen zu sprechen. Sehr viele von uns werden unsicher, verlegen; es wird als peinlich empfunden, und da wir häufig noch keine eigene wertneutrale Einstellung zur Sexualität gefunden haben, sind wir nicht darauf vorbereitet, daß sie die Behinderten, ihre Frustration (sprich Verärgerung), Ängste und Aggressionen loswerden, indem wir ihnen zu ihrer Sexualität verhelfen.

Es gibt aber keinen Grund zu verlangen, daß man seine sexuellen Bedürfnisse unterdrückt oder verdrängt, und daß wir

allzugerne glauben möchten, daß Behinderte ihr Leid wie eine Dornenkrone tragen.

Das soll nun nicht bedeuten, daß wir in falsch verstandenem Eifer meinen, jedem nun seine ihm zustehende Sexualität aufzuschwatzen; in einer Art Reformation Bedürfnisse wecken zu wollen.

Wir wollen die Behinderten mit ihren sexuellen Problemen und deren Äußerungsformen grundsätzlich akzeptieren, wir dürfen dabei aber nicht unsere eigenen Bedürfnisse auf die Behinderten übertragen. Ziel und Grenze unseres Verhaltens muß die Zufriedenheit der Behinderten sein, aufgrund der Bedürfnisse, die sie selbst entwickeln.

Bei der Sexualität der Behinderten und ihrer Bedürfnisbefriedigung ist ohnehin zu erkennen, daß die Erwartungen, die sie an eine Partnerschaft haben, viel niedriger liegen als wir annehmen.

Hierbei ist auch erkennbar, daß die gewünschte und angestrebte Zweierbeziehung durchweg dem Nachahmungsbetrieb entspricht und auf Erkenntnisse basiert, die ihnen noch vermittelt werden konnten oder was sie selber sahen, erkannten oder gehört haben. So sind Eheleute noch geneigt, Zärtlichkeiten, wie Streicheln, Umarmen und wohl auch mal einen Kuß in Gegenwart ihrer Kinder zu tauschen.

Dadurch streicheln sich die Behinderten auch, gehen engumschlungen und tauschen oftmals ungeniert Zärtlichkeiten. Dadurch streben sie an, sich auch zu verloben, auch heiraten zu wollen, auch Kinder zu haben, und da sie solche Begriffe und Vorgänge im alltäglichen Umgang mit vertrauten Personen hören, ahmen sie es nach und schrecken dadurch ihre Umwelt auf.

Alles andere aber, was mit der Sexualität umschrieben wird, gehört ja in unserem Kulturkreis in die Intimsphäre und vermittelt den Behinderten keine Erkenntnisse, sie können keine Erfahrungen machen, Nachahmung entfällt; Erklärungen fehlen ebenso wie die "Doktorspielchen",

die fast jeder im natürlichen Miteinander beim Spiel mit Gleichaltrigen erlebt hat. Gespräche mit Behinderten und die Erkenntnisse, die man daraus ableiten kann, verdeutlichen, daß uns der Wunsch nach Sexualität nicht zu beängstigen braucht. Beängstigend ist nur die große Unwissenheit und die große Mühe, die wir haben, um bei einem Prozeß der Normalisierung zu einem Resultat zu kommen, das eheähnliche Resultate zeitigt.

Hier sei angemerkt, daß eine andere Form, befreite Sexualität zu erleben, nicht gefunden werden kann. Die bewußt gelebte Partnerschaft, in Form der Ehe als Lebensgemeinschaft, hat alle Merkmale, die in einem Prozeß der Normalisierung und Eingliederung behinderter Menschen Partnerschaft ermöglicht.

Zum besseren Verständnis; auch die Ehe als Institution wird vor dem Standesbeamten lediglich legalisiert und von der Kirche gesegnet. Geschlossen wird eine Ehe von zwei gegengeschlechtlichen Menschen.

Es ist auch die Wohnform, die uns Menschen zu eigen ist, nämlich instinktiv und kulturell programmiert; die Partnerschaft zu wählen.

Schlußfolgerung:

Da wir erkennen mußten, daß bei gemischter Belegung eines Heimes die Bewohnerinnen und Bewohner keine Inzestschranke aufbauen und sich wie Schwestern und Brüder verhalten, daß also anders gesagt, die libidinösen Triebregungen die uns Menschen nun einmal werben und flirten lassen, wohnen in dem Heim, aus dem diese Studie stammt, sieben Bewohner mit ihren Freundinnen paarweise auf Zweibettzimmern. Hierbei liegen alle Zimmer, der in Zweierbeziehung lebenden Menschen, auf einem Flur mit der Aufgabe: Das Zusammenleben zu lernen und die Beständigkeit zu verfestigen, um dadurch als Endziel zu erreichen, daß diese Paare, evtl. unter weiterer Betreuung des Heimes, wenn nötig oder gewünscht, außerhalb des Heimes in zu beschaffendem Wohnraum wohnen oder zumindest ihre "Schlafstelle" haben.

Es handelt sich bei diesen Paaren um solche, die erstens schon längerdauernde Beziehungen pflegten, zweitens soweit befähigt sind, daß sie ihrer Umwelt ein annehmbares, zu akzeptierendes Verhalten zeigen und drittens durch aufklärende und vorbereitende Gespräche mit Eltern, wenn vorhanden, diese Maßnahme von diesen verstanden und akzeptiert wird.

Eine Schwangerschaft ist ausgeschlossen, die Partnerinnen waren schon sterilisiert oder haben sich sterilisieren lassen.

Die Erfahrungen, die wir machen durften, geben uns recht, daß das selbstverständliche Nebeneinander von Paaren mit allen anderen Heimbewohnern, aber in der Form, daß sie zusammen auf einem Flur wohnen, möglicherweise die beste Wohnform ist.

1. Es gilt zu erkennen, daß Pärchen die Kommunikation und das Agieren mit nicht in Zweierbeziehung lebenden Personen brauchen. Einmal um sich darzustellen, bestätigt zu werden, Anerkennung und Bewunderung zu erfahren, zum anderen, und das scheint mir der wichtigere Punkt zu sein, ausweichen zu können.

Auch Ehepartner "fallen sich auf den Wecker".

Jeder Mensch muß die Möglichkeit haben, sich ein bißchen Eigenständigkeit zu bewahren und dabei doch das Gefühl des Wiedersehens zu erleben (Der Mann, der von der Arbeit kommt).

2. Andererseits müssen sie sich aber auch erdulden lernen. Frustrationen, die durch die Isolierung entstehen, ertragen, sich üben in Toleranz usw.
3. Paare, das zeigt die Erfahrung, brauchen im besonderen die Unterweisung, Hilfestellung, behutsame und einfühlsame Einflußnahme. Erst nach längerem Zusammenleben und dem damit einhergehenden sich und den anderen in dem "so anders sein" zu erkennen und zu verstehen, wird ersichtlich, ob die Beziehung von Dauer sein wird.

Wir können von Behinderten keine größere Ethik verlangen als von uns selbst. Auch bei ihnen darf eine Verbindung zerbrechen, wenn deutlich wird, daß die Gegensätze zu groß sind.

Hierbei sollte allerdings der Erzieher nicht gleich bei den ersten Schwierigkeiten verzweifeln. Wir dürfen nicht vergessen, daß sie bei ihrem oft sehr großen Entwicklungsrückstand, psychisch noch Kinder sind und es vielleicht immer bleiben.

So muß ihnen oft erklärt werden, daß man wissen muß, daß die Liebe einem Gesetz der permanenten Veränderung zu unterliegen scheint. Das Wesen unserer Gefühle zueinander, scheint darin zu bestehen, daß sie sich ständig zwischen Höhepunkten und Krisen bewegen. Niemals bleiben diese Gefühle gleich, niemals stehen sie still. Der Mensch ist nicht imstande, sie festzuhalten.

Wer also glaubt, die Liebe die ihn heute glücklich macht, könne in diesem Zustand erhalten bleiben, muß unweigerlich eine Enttäuschung erleben. Da uns die Liebe und das Leben nicht den Gefallen tut, Beständigkeit zu bieten, fühlt man sich getäuscht:

"In den Partner werden allzu oft hohe Erwartungen gesetzt, die er niemals erfüllen kann und da der andere sich nicht so verhält, wie man es erwünscht, um so enttäuschter ist man".

Siehe hierzu:

"Hilf dir selbst, sonst hilft dir keiner - die Kunst glücklich zu leben - in neun Lektionen".

Josef Kirschner, Verlag: Droemer Knaur

Hinzu kommen auch die eingangs erwähnten mangelhaften Erfahrungen und, daß bei vielen durch das Fehlen andersgeschlechtlicher Partner in der frühen Kindheitsphase, z.B. bei Heimkindern, sich sexuelle Antriebsstörungen fixiert haben, die sie in ihrer Geschlechtsrolle verunsichern und dadurch angepaßte Partner-

schaftsbeziehungen nicht praktiziert werden können.

Es ist dann so wie bei dem Erpel, der nur mit seinen Artgenossen aufgewachsen, nach Erreichung der Geschlechtsreife mit den Enten nichts anzufangen weiß.

Siehe hierzu:

F. Schutz, Die Bedeutung früher sozialer Eindrücke während der "Kinder- und Jugendzeit" bei Enten. Zeitung für angewandte Psychologie 1, 1964.

Wenn man auch Verhaltensforschung bei Tieren nur begrenzt auf den Menschen anwenden kann, da der Mensch durch die Fähigkeit des Lernens auch Umlernen kann, gibt ein Beispiel aus der Praxis aber doch zu denken:

Ein schon über ein Jahr befreundetes Paar und seit einem halben Jahr zusammenwohnend, erweckte den Eindruck, als würden gerade sie sich besonders gut verstehen und "ergänzen". In einem Brief erklärte sie jedoch, natürlich mit ihren Worten, daß ihr Freund, neben ihr liegend, sehr häufig masturbieren würde und, so ihre Worte: "..... das stört mich sehr".

Bisher nahmen wir an, daß die Paarbeziehung bei anderen zu Neid, Mißgunst und Triebhaftigkeit führt. Die Erfahrung zeigt aber, daß die Paare mit der Darstellung ihrer Gefühle zueinander Impulse geben und damit weitgehends den normativen Vorstellungen unserer Gesellschaft und den Erfahrungen entsprechen, die, wie eingangs erwähnt, Behinderte machen konnten.

Durch das Verlöbnis oder die Eheschließung wird in unserem Kulturkreis der Umwelt zum Ausdruck gebracht: "Ich habe mich entschieden, ich bin nicht mehr zu haben".

Hätten wir nicht die bewußt gelebte Paarbeziehung eingeführt und würden sie fördern, käme es bei denen, die Triebregungen haben, zu gierigen, pervertierten

Verstößen, mit den verschiedensten Partnern und zu jeder Zeit sich Lustgewinn zu verschaffen.

"Die weiblichen Bewohner des Heimes benutzen dabei ihre Sexualität als Köder, die männlichen Bewohner hingegen für ihre sexuellen Triebregungen Fallen, um Beute zu machen".

Aber nicht nur die eigenen männlichen Bewohner sind es, die oft die Widerstandsunfähigkeit der weiblichen Bewohner ausnutzen. Vor dieser Entwicklung waren die Mädchen, unseres Heimes das ersehnte Ziel unzähliger Bemühungen von männlichen Bewohnern anderer Heime oder in der Umgebung wohnender junger Männer.

(An einem Sonntagnachmittag habe ich fünf verschiedene Besucher für ein Mädchen gezählt, die sich praktisch die Türklinke in die Hand gaben.)

Es gab im Hause immer und immer wieder Streitigkeiten, Herumlungererei, Störungen des heiminternen Ablaufes und provozierende Wichtigtuerei der Gäste. Geschenke, die um eines vermeintlichen Vorteiles wegen gegeben worden waren, wurden lautstark zurückverlangt, von der Halskette bis zum Fernsehgerät.

Es gab verängstigte Mitarbeiter und erschreckte Behinderte. So ist es sogar vorgekommen, daß Anrufe von Mitarbeitern anderer Heime uns warnten, daß dieser oder jener unterwegs sei, um "alles zusammenzuschlagen".

Bei diesen Bemühungen war das gleiche in unserem Kulturkreis sich ständig erneuernde Prinzip der männlichen Dominanz zu sehen, nämlich beherrschen zu wollen. Eine überhebliche Position zu beziehen, aus der heraus der Mann für sich ein Rollenverhalten ableitet, daß ihm die Frau als Objekt ständig zur Verfügung zu stehen habe.

Aber nicht nur die Widerstandsunfähigkeit einiger weiblicher Bewohner, nein auch die Erziehung der Frau zu geschlechtsspezifischen Verhalten, wie Duldsamkeit

z.B., verleitet die Männer, ihr Vergnügen zu suchen. Oft genug habe ich von den weiblichen Bewohnern nach solchen Vorkommnissen gehört: "Was sollte ich denn machen, ich muß doch gehorchen".

Bei der Form des paarweisen Wohnens hingegen, dient das Zusammenleben nicht nur der Bedürfnisbefriedigung, wie es bei gelegentlichen Zusammensein der Fall ist.

Auch der behinderte Mensch kann dann, wie Viktor E. Frankl sagt, "gekennzeichnet sein durch die Selbsttranszendenz der menschlichen Existenz". Darunter ist zu verstehen, daß Menschsein immer über sich selbst hinaus auf etwas verweist, im Dienst an einer Sache oder der Liebe zu einer anderen Person und das nicht etwa als Mittel zum Zweck lediglich der Bedürfnisbefriedigung, sondern um sich selbst als Mensch zu verwirklichen.

Siehe hierzu:

"Wer ist das eigentlich - der Mensch".
Ed. Stammler, Kösel Verlag München, 1973.

Zwei Beispiele mögen diese philosophischen Gedankengänge verdeutlichen:

1. Seit ca. drei Jahren verbindet eine innige Freundschaft einen geistig behinderten, verhaltensauffälligen jungen Mann mit einer Heimbewohnerin, die unter schwersten athetotischen und spastischen Bewegungsstörungen leidet. Außerdem besteht eine schwere Behinderung der Gebrauchsfähigkeit ihrer Arme und Hände. Das Sitzen und Sprechen ist wegen der Störungen der Bewegungsabläufe in der hierzu benötigten Muskulatur ebenfalls erheblich gestört. Ihre intellektuellen Leistungen sind hingegen erstaunlich.

So hatte sie in einem Brief auf ihrer eigens für sie hergerichteten Schreibmaschine, in nahezu fehlerfreiem Wortlaut, die Frage erörtert, ob es wohl einmal möglich sein könnte, mit ihrem Freund im Heim zusammenzuwohnen.

Nicht nur, daß beide in ihren sexuellen Beziehungen eine Befriedigung erleben,

sie gab mir einmal im Gespräch zu verstehen, wie beglückend und entspannend für sie die sexuellen Erlebnisse wären. Darüber hinaus versorgt und hilft er seiner Freundin in bewundernswerter Art.

Was sein Engagement für ihn, für sie, aber auch für uns bedeutet, wird erkennbar, wenn man sich an die Situation vor dieser Freundschaft erinnert:

Nicht nur, daß die Behinderte von ständig wechselndem Personal bei allen täglich vorkommenden Verrichtungen versorgt werden mußte, vom Ankleiden über Waschen, Toilettenbesuch bis zum Brotschmieren, mußte sie auch häufig auf Hilfestellung warten, weil zwei bis drei Betreuungskräfte bei vierzig Behinderten nicht immer zur Verfügung stehen. Es kam zu Einnässen und noch größerem Malheur. Es floßen Tränen der Scham und der Verzweiflung, es kamen von ihr bittere Vorwürfe, die Betreuungskräfte machten sich Vorhaltungen.

Alle Schwierigkeiten sind vorbei. Sie ist von einer lebensbejahenden Stimmung umgeben, er ist von seinem infantilen Verhalten, immer unsauberer und ungepflegter Äußerer, zu einem recht verantwortungsbewußten jungen Mann gereift.

2. Ich meinte ein Mädchen vor den zudringlichen Versuchen von vier männlichen Behinderten bewahren zu müssen, weil sie, recht einfältig aufgrund ihrer starken Behinderung nicht in der Lage war, sich den Wünschen zu entziehen.

So verlangte der Erste, daß sie die Brust entblöste, der Nächste entkleidete sie ganz, um sich, wie er sagte: "Das da unten mal anzusehen". Der Dritte fuhr zu den Eltern des Mädchens, um es wichtigtuend zu berichten und der Vierte handelte sich blaue Augen ein, da er sie schützen und auch für sich haben wollte.

Dieser Vierte ist es, dem jetzt eine Zweierbeziehung gestattet wurde und schon nach kurzer Zeit war Ruhe eingekehrt.

Auch ständig drängelnd vorgetragene

Wir brauchen
nicht küssen
an jedem
im Leben,
statt zu geben im Leben,
statt zu lieben.



Wohl bleibt uns Zeit
zu klappen im Leben - doch
zu lieben, zu geben im Leben - doch
die Minuten sind knapp. 1961

Wünsche seitens dieses männlichen Bewohners, draußen wohnen zu wollen, haben aufgehört.

Er hat eine Aufgabe bekommen, die ihn in der Zuneigung zu diesem Mädchen als Mensch verwirklicht.

Einige weitere Aspekte:

Die Erörterung von Problemen sexuellen Inhaltes mit den Zweierbeziehung pflegenden Behinderten, führt zu echten demokratischen Prinzipien und zur Partnerschaft. Dadurch, daß man sie akzeptiert in ihrer sexuellen Bedrängnis und ihnen vertrauensvoll hilft zur Bewältigung ihrer sexuellen Sehnsüchte, baut sich ein Verhältnis auf, das sie auf einmal wie selbstverständlich entläßt aus dem, in der Arbeit mit Behinderten so häufig zu beobachtenden "Erzieher-Kind-Verhältnis".

Obwohl die Koedukation, die gemeinsame Erziehung von Mädchen und Jungen, nicht mehr diskutiert zu werden braucht, sie wird durchwegs positiv beurteilt, müßte man die gemischte Belegung in einem Heim aber als einen "unnatürlichen Zustand" bezeichnen, wollte man die bewußt gelegte Paarbeziehung verwehren.

Es kommt dann zwangsläufig in einem Heim zu den von mir dargestellten Formen, es heute mit dieser zu probieren und sich morgen mit jener befreundet oder verlobt zu fühlen, mit allen unliebsamen und unästhetischen Einblicken, die sich nur durch Ablenkung, oftmals nur durch Konsequenz und Strenge unterbinden lassen.

Es hat aber seine Grenzen einmal darin, daß der Altersunterschied zwischen den neu hinzustößenden Erziehungskräften und den immer älter werdenden Heiminsassen oft enorm ist und zum anderen durch das größer werdende Demokratiebewußtsein auf beiden Seiten, es keine Argumente mehr zu geben scheint, diese flüchtigen Erlebnisse abzustellen.

Die Erziehungskräfte, dann oft als "Tugendwächter" angestellt, bauen damit auch an einer Schranke, die die beiden

Geschlechter eher trennt als vereint.

"Dadurch aber, daß sich zum erstenmal seit Jahrhunderten in unserem Kulturkreis neue sexuelle Verhaltensmuster aufbauen, die Männer und Frauen eher vereinen als trennen, entfällt damit auch die Täuschung oder Ausnutzung des anderen Geschlechtes, nur um des Vergnügens willen."

Siehe: "Sexuelle Verhaltensmuster"
Prof. Dr. J.L. Reiss

Hinzu kommt auch noch: Würden wir nicht die Ehe als Lebens- und Wohnform gewählt haben, ergäbe sich für den Behinderten im Heim die gleiche Situation, die in unserer heutigen Gesellschaft so häufig zu finden ist, indem durch Geburtenverzicht, größerer Selbständigkeit und wirtschaftlicher Unabhängigkeit beider Partner, kein Hinderungsgrund mehr zu bestehen scheint, sich recht schnell wieder zu trennen.

Dadurch, daß der Behinderte keinerlei Sanktionen erleidet, wenn er einen "Seitensprung" riskiert oder eine Freundschaft löst, da sich für ihn ja nichts ändert, die Versorgung, Fürsorge, Zuwendung, der Heimplatz usw. erhalten bleibt, erlebt er die gleiche Unabhängigkeit wie die heutige Generation.

Diejenigen hingegen, die als Paare zusammenwohnen, stellen gleichsam eine Symbiose dar (= Zusammenleben ungleicher Lebewesen zum beiderseitigen Nutzen). Es fließen in diese Paarbeziehungen Elemente ein wie: Treue, Fähigkeit zum Verzicht, Fähigkeit zum Durchtragen von Spannungen, das Erkennen von Verpflichtungen und die Fähigkeit nach diesen Erkenntnissen zu handeln.

Elemente, auf denen sich echte Zuneigung und Achtung aufbauen können und der Begriff "ich verehere Dich" nicht durch "ich begehre Dich" ersetzt wird.

Daß der Behinderte nicht fähig sei zur Partnerschaft, erklärt man durchwegs mit der Unfähigkeit des behinderten Menschen

zu längerandauernden Freundschaften und Bindungen. Freundschaften, die man den Behinderten ja nur zum gleichen Geschlecht gestattet.

Welche Zumutung ist es aber für manchen Behinderten, vom Moment der Aufnahme an mit einem oder mehreren gleichgeschlechtlichen Behinderten ein Zimmer teilen zu müssen, die Gewohnheiten und Eigenarten des anderen zu tolerieren, zu akzeptieren und das vielleicht für sehr lange Zeit.

Hat nicht jeder schon einmal ein Zimmer mit einem Angehörigen des gleichen Geschlechts teilen müssen und wäre es ihm nicht leichter gefallen, Eigentümlichkeiten und vielleicht Unarten zu tolerieren, wenn es das andere Geschlecht gezeigt hätte?

Dort aber, wo zwei gleichgeschlechtliche Bewohner sich über einen längeren Zeitraum verstehen, wird erkennbar, daß sie oft in der Homosexualität eine sexuelle Antriebsentspannung erleben. Wenn auch die Einstellung zur Homosexualität sehr liberal geworden ist, darf nicht verkannt werden, daß die Befriedigung an gleichgeschlechtlichen Ersatzobjekten zu Schuldgefühlen, psychosomatischen und neurotischen Störungen bis hin zu Suchtcharakter führt.

Ähnliches gilt für die Onanie. Wir wissen, daß keine gesundheitlichen Schädigungen damit verbunden sind, daß aber durch die übermäßige Selbstbefriedigung sich mangelndes Gruppenbewußtsein abzeichnet, sich sogar soziale Unverträglichkeit einstellt.

Diese Menschen sind so auf sich fixiert, daß jegliches Interesse für soziale Bezüge verloren geht.

Zum besseren Verständnis:

Das sexuelle Antriebsgeschehen des Menschen ist in seiner Grundstruktur eine Instinkthandlung, wobei das Antriebsobjekt der gegengeschlechtliche Artgenosse ist.

Diese Instinkthandlung hat seine Voraussetzung in einem endogen bedingten Reizzustand. Dieser Reizzustand bewirkt erstens Suchthandlungen, daran schließen sich zweitens das Werben und der Flirt an, welcher drittens in die sexuelle Handlung mündet und mit der animalischen Entlastung, dem Orgasmus, endet.

"Fehlt einer dieser drei Faktoren, kommt es sehr viel schneller wieder zu einer erneuten Triebspannung, da sich die Funktion des "sich ergänzen wollen" nicht hat tätigen können. Die sexuelle Handlung selbst, bildet eben nur eine Teilentlastung des Antriebs."

Siehe: "Verhaltensstörungen bei Kindern"
Christa Meves, Piper Verlag,
München 1973

Aus dem Wiederholungszwang scheinbefriedigender Ersatzhandlungen herauspringen kann der Mensch nur, wenn ihm Aufgaben und Funktionen zuwachsen, die ihm dadurch neue Reifungsschritte ermöglichen.

Das bedeutet für in Heimen lebende Menschen, die Funktionsfähigkeit des "sich Interessierens, des Begreifens, des Erkennens und Verstehens" zu üben, um dadurch das "sich-ablösen-können" zu erwerben.

Denjenigen, die als Paare eheähnlich zusammenwohnen, sind Aufgaben erwachsen, wodurch sie in mancherlei Hinsicht nicht mehr so abhängig von der Institution sind.

Es ist eine wohltuende Zufriedenheit zu sehen, die sich als Fundament des Glückes darstellt, auf der sich m.E. nur Motivation aufbauen läßt und dadurch Eingliederungshilfe nach § 39 des Bundessozialhilfegesetzes (BSHG) erst richtig ermöglicht wird.

Einsichtsfähigkeit und Verständnis für heimbezogene Belange sind größer geworden, die Entscheidungen der Erziehungskräfte werden nicht mehr so beargwöhnt, der Umgang ist einfach partnerschaftlicher geworden. Die Sauberkeit und Ordnung auf den Zimmern und auch die persön-

liche Sauberkeit haben zugenommen, man hält eben mehr auf sich, wenn man einen Partner hat.

Pubertäre Prahlereien über gar nicht gehabte sexuelle Erlebnisse sind im Heim und auch in den Werkstätten seltener geworden. Wenn man Erlebnisse hat, braucht man sich keine ausdenken und redet auch nicht mehr darüber.

Nichts ist unserem Bemühen, dem Behinderten mehr Lebensinhalt zu geben, abträglicher als unterlassene Selbstkritik, sich ständig in Frage zu stellen mit seiner Arbeit und diese zu reflektieren.

Es ging uns erstens um mehr Mündigkeit des Behinderten. Durchwegs nicht entmündigt aber ständig bevormundet, wird ihm erklärt: Was er darf, was er nicht darf, was er muß und das Wo und Wie; es wird bestimmt, vorgeschrieben, angeordnet.

Zweitens lag uns an mehr Ausgeglichenheit, die sehr vielen fehlt und wer hat sie eigentlich nötiger als der Behinderte.

Damit dies nicht nur gut klingende Schlagworte sind, ein Beispiel: Wir hatten von einem auf den anderen Tag einen geistig behinderten jungen Mann aufzunehmen. Seine Mutter war bei einem Verkehrsunfall tödlich verletzt worden bei dem er Zeuge war.

Nahezu ein Jahr lang, mußten wir fast jedes Wochenende der Polizei eine Abhängigkeitsmeldung geben, er irrte ziel- und planlos durch die Gegend, wurde verführt, betrunken gemacht, von der Polizei als der berühmte, berühmte Brandstifter verdächtigt, man sprach von Meldung an die Staatsanwaltschaft und von Einweisung in eine geschlossene Einrichtung. Wir selber dachten an Entmündigung, zumindest an die Einrichtung einer Pflugschaft mit dem Wirkungskreis: "Aufenthaltsbestimmung".

Seine Freundin in der Werkstatt, down-syndrom-geschädigt, hatte sich recht häufig kritisch zu den "unmöglichen Zuständen" in unserem Heim geäußert, "man

dürfte nicht mit Männern schlafen" und da sie immer wieder stichelte, lud ich sie ein, wir zeigten ihr alles, sie durfte sich einen ganzen Tag im Heim aufhalten.

Einige Tage später rief mich die Mutter an: "Ob wir ihre Tochter aufnehmen könnten, sie würde von nichts anderem als nur noch vom Heim sprechen". Nach einer Umbaumaßnahme konnten wir diesem Wunsch entsprechen und da die Eltern die Freundschaft voll bejahen, zogen beide sofort auf ein Zimmer.

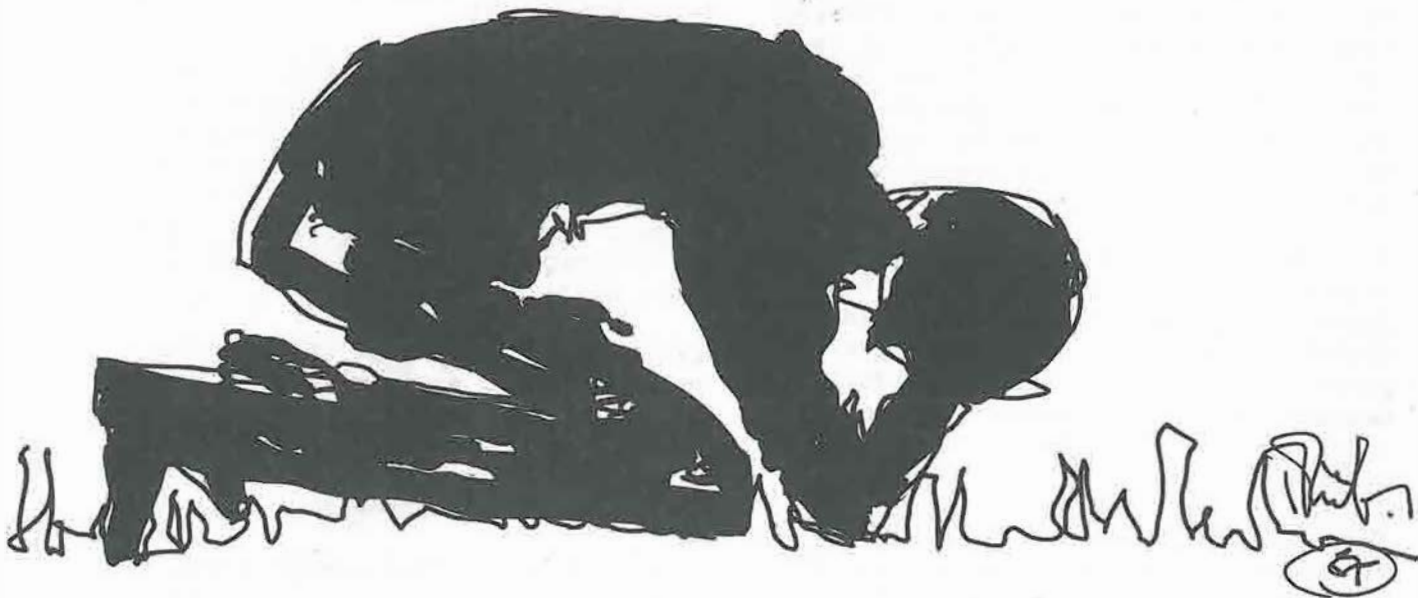
Das war vor etwa einem Jahr - er ist noch nie wieder unterwegs gewesen.

Vor allem geht es uns um mehr Lebensfreude. Solange man für sich selbst die Frage: "Möchtest Du in diesem Heim wohnen?" noch nicht mit ja beantworten kann, scheint noch einiges zu fehlen, was mit der menschlichen Motivation, des Strebens nach dem Sinn des Lebens, verbunden ist. In dieses Vakuum stößt in Ermangelung der mit der Sinnerfüllung einhergehenden Lebensfreude erhöhte Genuß- und Vergnügungssucht sowie böartige Aggressivität, die nur noch dem Zweck lustvoller Befriedigung dient.

Gewiß, es gibt Menschen, die auch ohne Sexualität oder gerade wegen ihrer nicht offenkundigen sexuellen Triebregungen, hervorragende menschliche Tugenden wie: Toleranz, Verständnis, Zuneigung, Wertschätzung usw. zeigen, nur: Beim Behinderten sind Kompensationsfähigkeit und Sublimierungsmöglichkeiten weitgehend nicht vorhanden.

Nicht umsonst ist es nötig, für behinderte Menschen gut ausgebildete und befähigte Betreuungskräfte zu beschäftigen, die einerseits an Unterhaltungsprogrammen, an Freizeitkursen und Beschäftigungsmöglichkeiten "basteln", um dem "Sorgenkind" mehr Lebensinhalt zu geben.

Gewiß, es muß sein, andererseits ist es aber ebenso notwendig, ihnen Identifikationserlebnisse zu verschaffen, die sie trainieren und befähigen, sich und damit auch andere zu erkennen und lieben zu



lernen.

"So bist Du, so bin ich, nun nimm Dich so wie Du bist, ich nehme mich, wie ich bin."

An Stelle des arg strapazierten Begriffes der "Lebenshilfe", der den Erzieher immer nur neben den Behinderten stellt, würde "Erkenntnishilfe" zu einem höheren Grad an eigenverantwortlichem Handeln und Leben führen, um sich dadurch weitgehend selbst zu helfen.

Rückblick - 2 Jahre später

Viele Besucher haben inzwischen unser Heim gesehen und speziell den Paarbeziehungen besondere Beachtung geschenkt. Sehr häufig wurde die Frage gestellt: "Wie macht man so etwas - wie hat das denn angefangen - wie konnte es zu den Paarbeziehungen führen?"

Darum hierzu und zum Schluß auf einige Schwierigkeiten eingehend, die wir natürlich auch hatten, noch einige Ausführungen.

Unser Heim bietet 44 Bewohnern ein Zuhause, davon sind 18 Frauen zwischen 17 bis 39 Jahren.

In einem selbstverständlichen Neben- und Miteinander, das andere Geschlecht achtend, haben sich zuerst zögernd dann aber immer stärker werdend Freundschaften gebildet, die oft genug nur in gegenseitiger Hilfestellung bestanden.

Das Mädchen welches einen verstimmtten Bewohner tröstete. Der Junge der ein körperbehindertes Mädchen in den Speiseraum führte und ihr das Brot schmierte. Ein anderer, der ihr die Haare wusch, beim Briefe schreiben half, kleinere Besorgungen machte usw.

Geburtstagsfeiern, Partys bei allen möglichen Anlässen. von Geburtstagen der Mitarbeiter bis Feiern zum 1. Mai, Sylvester usw. taten ein übriges. Turnen, Schwimmen, Rhythmik, Koch- und Kosmetikkurse, alles nicht getrennt nach Geschlechter, ergaben Möglichkeiten des Kommunizierens, Agieren und Taktierens miteinander.

Sie lernten andere Heimbewohner und -bewohnerinnen kennen, in unserem "Freizeitclub", eine Begegnungsstätte aller Behinderten unserer Stadt, sodaß nach einigen Besuchen in unserem Hause die Frage gestellt wurde ob man nicht bei uns wohnen möchte, wodurch sich die Freundschaft dann noch mehr festigte.

Auch Urlaubsmaßnahmen, wo sie in fremder Umgebung in Ferienwohnungen aufeinander angewiesen waren, selbst kochen mußten, Rücksicht auf sich und andere Gäste nehmen mußten, von denen sie wiederum Gemeinschaft, Geselligkeit, Zusammengehörigkeit sahen, förderten die Freundschaften.

Aber auch die Ernsthaftigkeit die wir als Mitarbeiter diesen Freundschaften beimaßen und es nicht nur als lustiges "Mann-Frau-Spiel" betrachteten, mag wichtig gewesen sein.

Wir erkannten und begriffen auch in zunehmendem Maß, daß bei vielen ein primäres menschliches Grundbedürfnis nämlich der Sexualität zu sehen war und waren bereit, von ihnen zu lernen und uns umzustellen.

Sehr wichtig mag auch gewesen sein, daß wir mit äußerstem Nachdruck darauf geachtet haben, daß Sitte, Moral, Anstand, Takt, menschliche Wertvorstellungen oder wie immer man es nennen will, gewahrt waren. So haben wir dem Mädchen, welches mit jedem flirtete gedeutet, sich nun für einen zu entscheiden. Dem Jungen, der da meinte, es bei jeder versuchen zu dürfen, der erlebte ein "Donnerwetter".

Wir haben immer wieder betont, daß wir Freundschaften begrüßen, sogar wünschen und fördern, daß aber alles das, was den Normen und Wertvorstellungen in unserem Kulturkreis nicht entspricht, entschieden abgelehnt und nicht geduldet wird.

Schwierigkeiten die sich zumindest in der Anfangsphase der Paarbeziehungen ergaben, gruppieren sich um mehrere Punkte.

1. Die schon erwähnte Unkenntnis über,

ich möchte es die praktisch-sexuellen Techniken nennen.

2. Mangelnde Sexualhygiene. Die bei vielen Behinderten zu beobachtende mangelhafte Gewöhnung an regelmäßiges Waschen erschwert natürlich, sie nun auch noch zusätzlich an Sexualhygiene zu gewöhnen. Hinzu kommt auch, daß frühere Erziehungspraktiken das Genitale oft genug ausgespart haben.

Außerdem, bevor wir die Paarbeziehung gewählt hatten, ergaben sich genügend Möglichkeiten die Behinderten zu Reinlichkeit und Sauberkeit zu beeinflussen, da waren die regelmäßigen Badezeiten, die Dusche nach sportlichen Aktivitäten usw.

Heute ist es uns Erziehungskräften nicht mehr gut möglich, mit ihnen zu baden usw. Sie haben ihre eigene Dusche, die so groß ist, daß beide sie gemeinsam aufsuchen können. Darüberhinaus müssen wir uns auch darauf verlassen, daß sie sich nach dem möglichen Verkehr noch waschen.

Um möglichen Folgen wie Pilzerkrankungen (Soor), Trichomonaden, Entzündungen und Verletzungen vorzubeugen werden nicht nur sie, sondern alle weiblichen Bewohnerinnen halbjährlich, wenn nötig natürlich öfter einem Gynokologen vorgestellt.

Es ist aber festzustellen, daß durchwegs alle der in Zweierbeziehung Lebenden, ich erwähnte es schon, viel sauberer geworden sind. So haben wir etliche Paare, die sich jeden Tag gemeinsam duschen.

3. Schwierigkeiten, die sich aus dem Abbau des natürlichen Schamgefühls ergeben.

Ein Beispiel:

Bei einem Paar gab es nach dem sie zusammengezogen waren nach kurzer Zeit immer wieder Streitigkeiten. Wir wußten uns keinen Reim darauf zu machen, bis ich nach ca. 6 Wochen in einem Gespräch erfuhr, daß sie beide wohl begierig waren, sich in ihrer Körperlichkeit zu erleben, ihre Scham sie aber daran hinderte. So zogen sich beide hinter den geöffneten

Schranktüren aus und in der Dusche behielten beide Slip und Unterhose an.

4. Streitigkeiten zwischen den Partnern, weil einer, manchmal aber auch beide zu große Besitzansprüche oder Fürsorgepflichten gegenüber dem Partner für sich aus der Bindung ableiten.

Findet man ja auch häufig unter "normalen" Ehepaaren, bei ihnen tritt es m.E. aber dadurch stärker in Erscheinung, weil sich immer jemand um sie gekümmert hat und so meinen sie das nachvollziehen zu müssen, nämlich zu verbieten, zu bevorzugen, zu beeinflussen oder sich für den anderen einzusetzen.

Sehr häufig wird mir die Frage gestellt: "Haben sich schon welche getrennt und was machen sie dann?"

In zwei Fällen ist eine Paarbeziehung zerbrochen, allerdings noch nicht durch Ereignisse im Heim sondern durch äußere Gegebenheiten. Im ersten Fall war die Bindung des männlichen Partners an sein Elternhaus zu groß, die Eltern verzogen nach Bremen in unmittelbare Nähe des Martinshofes, eine Werkstatt für Behinderte, wodurch der Sohn animiert war, unsere Einrichtung zu verlassen!

Sie hatte sich nach einiger Zeit mit einem Bewohner eines anderen Heimes unserer Ges. angefreundet und wohnt mit diesem als Paar wieder in unserem Hause.

Im zweiten Fall meinten wir, daß das Paar fähig sei draußen zu wohnen, wie schon ein anderes Paar.

Bevor sie allerdings in eine Wohnung ziehen, absolvieren sie einen Kurs von ca. 4 Monaten in unserer sogenannten "Wohnschule". Mehrere Gründe haben zum Bruch geführt.

Erstens: der größere Lerneifer von ihm, wodurch er Kontakte zu anderen Wohnschulteilnehmern bekam.

Zweitens: seine Neigung zur Homosexualität.

Drittens: ihre übergroße Neigung zu bemuttern.

Viertens: die relativ größere Freiheit in der Wohnschule. Wohl ein Lernziel, seine Freizeit selber zu gestalten, was aber die Gefahr in sich birgt, Verpflichtungen und Notwendigkeiten zu vernachlässigen. So besuchte er Jugendfreizeitbegegnungstätten, sie hingegen vermochte sich nicht anzuschließen und so lebten sie sich letztlich auseinander zumal ab 19.00 Uhr kein Ansprechpartner mehr da war, der beratend hätte eingreifen können.

Sie wohnt heute mit einer anderen behinderten Frau in Wohngemeinschaft, er mit einem anderen Behinderten in einer Wohnung.

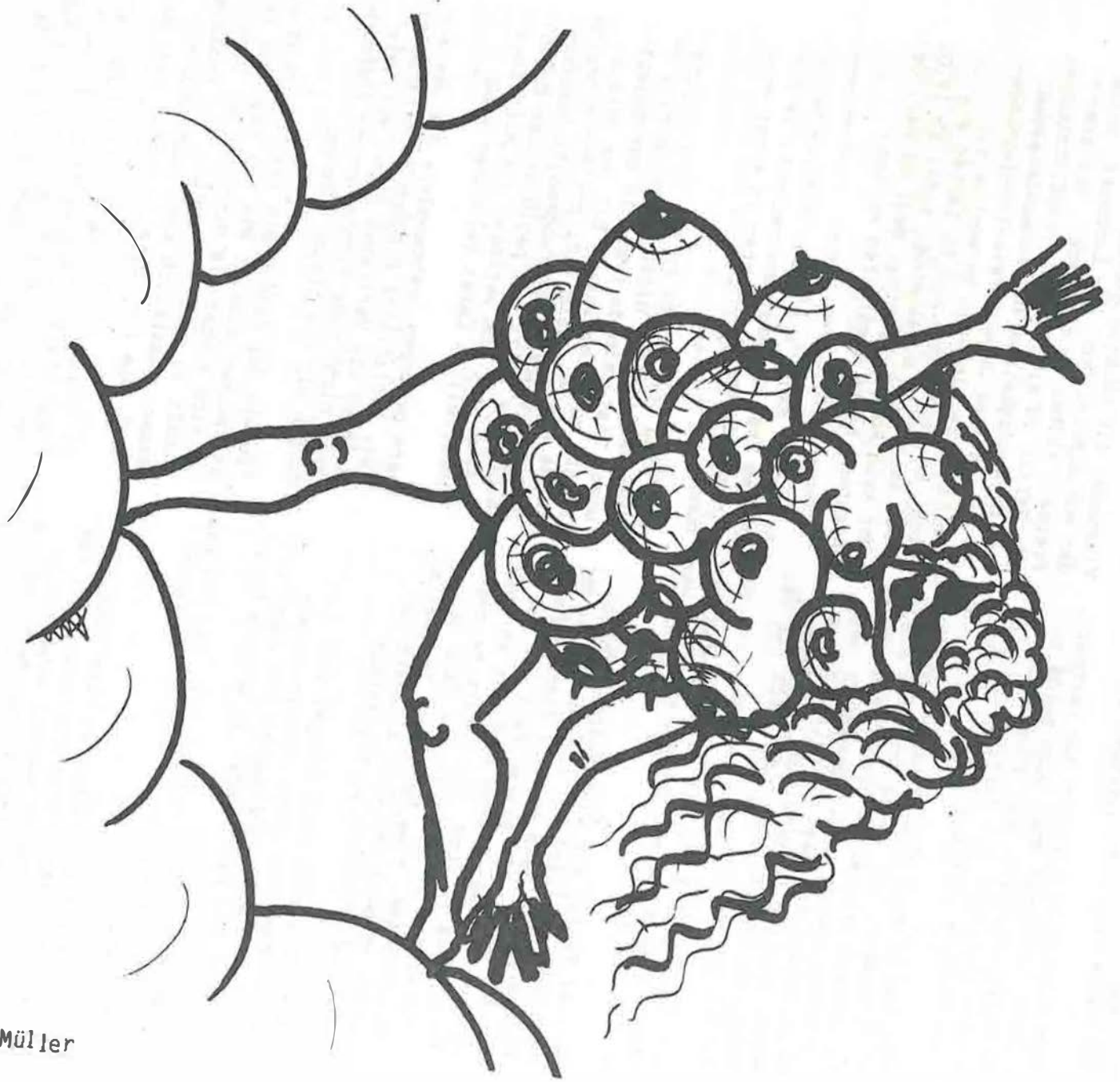
Wir sind inzwischen zu der Überzeugung gekommen, daß es nicht in jedem Fall unser Ziel sein darf sie in der Gesellschaft zu integrieren. Mit der Ausnahme aus dem Heim verliert der einzelne nicht nur Sozialisierungsmöglichkeiten, auch eine Fülle von beglückenden Erlebnissen geht ihm verloren die mit einem sinnerfüllten Leben verbunden sind.

Paare brauchen insbesondere die beständige, verlässliche Bindung an Mitarbeiter zu denen sie Vertrauen haben weil wir ihnen nicht mehr Verantwortung aufbürden dürfen als sie tragen können.

"So wie der Mensch die Paarbeziehung zu gebrauchen scheint wie das tägliche Brot um sich sicher als Mitglied der Gesellschaft zu fühlen", braucht der behinderte Mensch zusätzlich aber auch noch die Hand, die ihn notfalls stützt oder hilft:

Es vergehen manchmal Wochen, daß ich die Frage stelle: "Was macht die Liebe?" und immer wieder erlebe ich, daß ihre Augen leuchten, daß sie begierig sind, darüber zu sprechen.

Alles das würde fehlen, abgesehen von den großen Anforderungen, die wir stellen müßten, würden sie als Paare außerhalb unseres Heimes wohnen.



Zeichnung: Andrea Müller

Von der Schwierigkeit, über (erlebte) Sexualität zu schreiben

Helmut Schiestl

Ich gestehe es offen, ich habe anfänglich Schwierigkeiten gehabt, etwas über meine Sexualität zu schreiben.

Da war einerseits zwar die Versuchung da, einmal die sprichwörtliche "Sau rauszulassen" und über meine sexuellen Probleme zu schreiben einfach einmal loszulegen gegen die "bösen und ignoranten Frauen", andererseits bin ich mir natürlich auch der Gefahr bewußt, die hinter solchem Tun steht.

Über seine Sexualität zu schreiben, heißt nämlich nicht zuletzt auch, etwas von seinem Innersten bloßzulegen, damit vor eine Öffentlichkeit zu treten, die das ganze ja eigentlich nichts angeht.

Vollends problematisch wird es dann, wenn Nichtbehinderte die Sexualität Behinderter zum Thema ihrer Forschungen oder Erörterungen machen, so etwa, als gäbe es eine behindertenspezifische Sexualität konträr zu der der Nichtbehinderten.

Die Frage, wem nützt es, wenn ich hier über meine Probleme mit Sexualität schreibe, steht für mich daher im Raum.

Wenn ich es nun trotzdem versuche, so ist es vielleicht aus dem Interesse heraus, gesellschaftliche Dispositionen aufzudecken und ungewohnte oder vielleicht auch unbequeme Sichtweisen - unter dem Parameter der Subjektivität natürlich! - zur Diskussion zu stellen. Was nun meine Person bzw. meine Behinderung anlangt, so muß ich erklären, daß es sich dabei um eine angeborene Hauterkrankung handelt, was zur Folge hat, daß meine Haut erstens sehr empfindlich und zwei-

tens durch Narben "entstellt" ist. Da aber eben gerade die Haut in der Sexualität eine wichtige, wenn nicht die wichtigste, Rolle spielt, erklären sich die Probleme, die ich mit Sexualität habe, zu einem nicht unwesentlichen Anteil wahrscheinlich aus diesem Umstand.

Weiters sei erwähnt, daß ich aufgrund eben jener Krankheit einen gleich nach der Geburt erfolgten stationären Krankenhausaufenthalt fast bis zum zweiten Lebensjahr, streng getrennt von der Mutter, hinter mich bringen mußte, dessen Folgen sich in einer sehr schwierigen Kindheit, die zu autistischen Verhaltensstörungen und zur schließlichen Eingliederung in die allgemeine Sonderschule geführt hatten, zeigten.

Was mir aus dieser Zeit noch in deutlicher Erinnerung ist, war ein starkes Verlangen nach Hautkontakten zur Mutter, dem diese auch in starkem Maß Rechnung getragen hatte, womit sie vielleicht die schlimmsten Folgen dieser erzwungenen frühkindlichen Isolation eindämmen konnte.

Was nun meine mehr oder weniger gegenwärtigen sexuellen Probleme betrifft, so haben sich hier in einem nun über zehnjährigen Erfahrungsschatz zwei Gruppen von weiblichen Wesen herauskristallisiert. Da sind auf der einen Seite die Frauen, mit denen ich bekannt bin und mich im großen und ganzen auch recht gut mit ihnen verstehe, solange sich das Verhältnis auf freundschaftlich-intelligibler Ebene bewegt, und auf der anderen die Prostituierten, mit denen dann das stattfindet, was zwar nichts mit "Liebe" aber mit dem Austausch körperlicher Gefühle - wenn auch meistens nur in einseitiger Form - zu tun hat.

Ergänzend dazu möchte ich hinzufügen, daß der überwiegende Teil meines weiblichen Freundeskreises aus Studentinnen besteht, wo ein dementsprechendes Problembewußtsein erwartet werden kann und in den überwiegenden Fällen auch anklingt, andererseits dürfte aber die Gefahr einer Bindung mit eventuell daraus entstehenden unangenehmen Folgen zu einem bisher erfolgten Abblocken wesentlich beigetragen haben bzw. beitragen. Umgekehrt bin ich mir natürlich bewußt, eben nicht über jene spezifischen Ressourcen zu verfügen, die einen Mann eben "männlich", soll heißen, begehrenswert, machen. Interessant ist in diesem Zusammenhang vielleicht zu erwähnen, daß mir vor Jahren bereits gerade eine bestimmte Prostituierte jenes Maß an gefühlsmäßigen Akzeptiertwerden entgegengebracht hatte, das man normalerweise bei solchen Frauen nicht erwarten würde.

Hier wurde nicht Verständnis oder Anteilnahme verbalisiert und intellektualisiert, sondern eine Offenheit signalisiert, die das Sich-Befassen mit dem Körper des anderen ermöglicht und ein Eingehen auf dessen Bedürfnisse zuließ.

Eine Form von Zuneigung vielleicht, fernab von philosophischen Erörterungen und Diskursen.

Trotzdem möchte ich jetzt nicht in eine Schwarzweißmalerei verfallen - hier die gefühlskalte Theoretikerin, sprich Studentin, da die sich aufopfernde Prostituierte.

Schließlich war eben jenes oben erwähnte "Mädchen" eine Ausnahme ihres Standes.

Und nicht zuletzt muß ich mir auch selbst die Frage stellen, wie ich mit einer behinderten Frau umgehen würde.

Ich habe diesbezüglich bis jetzt noch keine Erfahrungen gemacht und kann daher auch nichts Konkretes darüber sagen, will aber gern zugeben, daß auch ich mit den Begriffen "hübsch" und "weniger hübsch" meine Probleme habe.

Natürlich haben all diese Erfahrungen Schmerzen in mir hinterlassen, trägt ein auch nur halbwegs normal funktionierendes Sexualeben doch nicht unwesentlich zu einer Integration und zu einem Selbstwertungsprozeß des Behinderten bei.

Ich möchte abschließend einen konstruktiven Vorschlag zur Diskussion stellen, auch wenn er wahrscheinlich - vor allem bei Frauen - auf wenig Gegenliebe beim Leser stoßen dürfte.

Ich könnte mir eine bestimmte Form von Prostitution, die nicht mit dem Ruch der Halblegalität und der sozialen Desintegration behaftet ist und von psychologisch dafür ausgebildeten Frauen als auch Männern ausgeübt wird, und zu sozial erschwinglichen Tarifen verfügbar ist - vielleicht ließen sich die Kosten teilweise durch die Sozialversicherungsträger übernehmen -, als primäre Hilfestellung für Menschen mit sexuellen Schwierigkeiten - keinesfalls nur Behinderte! - vorstellen. All denen, die einen solchen Vorschlag zu utopisch oder weltfremd abtun, sei ein Blick in Ernest Bornemanns "Patriarchat" empfohlen, wo über die Prostitution in der griechischen Hochkultur als eine der Ehe durchaus ebenbürtige, ja wenn nicht überlegene Form der institutionalisierten Sexualität geschrieben wird.

Keineswegs möchte ich hier menschliche Gefühle, wie sie in der Form der Liebe - auch wenn dieser Begriff soziokulturell schon sehr überfrachtet ist - ihren Ausdruck finden, abwerten. Es sollte aber all denen, die von ihr, aus welchen Gründen auch immer, ausgeschlossen sind, eine Gelegenheit gegeben werden, ihre sexuellen Gefühle auszuleben, ohne dabei ein schlechtes Gewissen zu bekommen, etwas "Verbotenes" getan zu haben, oder sich von einer Illusion zur anderen zu betrogen.

Falls uns zuvor nicht doch noch der Aids-teufel holt, könnte so vielleicht noch etwas werden aus der vielzitierten "sexuellen Revolution".

Die Schwierigkeit, Sexualität zu begreifen

Eine kurze Antwort

Irene Lauschmann, Volker Schönwiese

Der Beitrag von Helmut Schiestl reizt uns zu einer Stellungnahme. Wir haben viele Einwände gegen die hier dargestellte Argumentation von Helmut Schiestl. Das erste, was uns allerdings beeindruckt, ist die große Offenheit mit der er über seine Erfahrungen mit Sexualität schreibt. Aus dieser Offenheit spüren wir sehr viele Wünsche nach Auseinandersetzung und Antwort. Wir denken, daß nur jemand der so schonungslos sich selbst und anderen gegenüber Auseinandersetzungen wagt, Chancen auf Fortschritte hat. Die größte Zerstörung geht nicht von Offenheit aus, sondern von der Kultur des Schweigens und des Verschweigens in die Behinderte gedrängt werden, die ihnen anerzogen wird und durch die sie psychisch verstümmelt werden.

Das Grundproblem des Artikels scheint uns zu sein, daß Sexualität als äußerliche, objekthafte Beziehung einer erträumten Beziehung gegenübergestellt wird, die vor allem feste Bindung bedeutet. Das subtile Geben und Nehmen, Festhalten und Loslassen, das Beziehung ausmacht bzw. überhaupt erst entstehen läßt, wird so überhaupt nicht getroffen. Der drängende Wunsch nach Sexualität u./o Heirat wird so zum Hindernis zur Entstehung von Beziehungen. Die elementarsten "Regeln" von Beziehungsanknüpfung, die sehr viele Menschen von Kindheit an erlernen, werden so nicht berücksichtigt. Helmut Schiestl spricht diesen Vorgang ja auch ganz offen an. Es ist die Schwierigkeit sehr vieler behinderter Erwachsener, Erfahrungen nachholen zu müssen, die Nichtbehinderte in ihrer Kindheit mehr oder weniger unge-

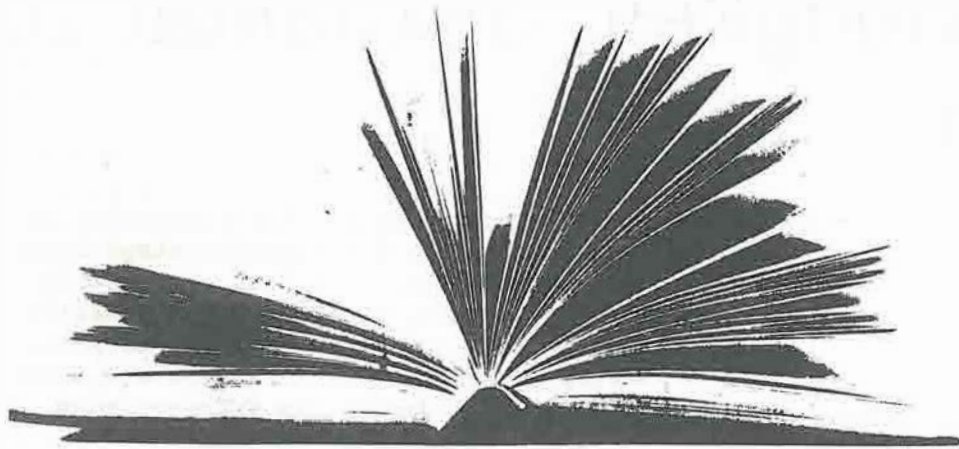
brochen gemacht haben. Allerdings ist es auch möglich als Erwachsener entsprechende Entwicklungen, allerdings in anderer Form, zu machen. Notwendig ist es daher, zu begreifen und im wahrsten Sinne des Wortes zu erfahren, daß nicht ein körperlicher Mangel das allein Entscheidende ist.

So habe auch ich (Volker Schönwiese) lange Zeit meine Beziehungsprobleme auf meine Behinderung geschoben. Jenseits der Wahrheit, daß Behinderung bzw. die gesellschaftliche Vorstellung davon eine sehr große kaum zu unterschätzende Rolle spielt, kam doch irgendwann der Punkt, wo sich herausstellte, daß das so einfach nicht stimmt. Mein Verhalten, letztlich meine Unfähigkeit z.B. Nähe auszuhalten, war viel entscheidender (bzw. ist es immer noch irgendwie) für die Schwierigkeit Beziehungen einzugehen.

Ich (Irene Lauschmann) habe die Erfahrung gemacht, daß ich Behinderung sehr unterschiedlich wahrnehme. Wenn ich eine behinderte Person kennenlerne, spielt die Behinderung sehr wohl eine große Rolle. Mit zunehmender Erfahrung verändert sich das allerdings sehr stark. Neben Gewöhnung bemerke ich das Phänomen, daß mich Behinderung dann "stört", wenn ich Schwierigkeiten mit der Person habe (mir kann aber in einer ähnlichen Situation) vor dem Schmatzen eines Nichtbehinderten grausen) und umgekehrt kann ich Behinderung völlig akzeptieren, wenn ich die Person als solches mag.

Aus all dem bisher Gesagtem ist uns zumindestens klar, daß Prostitution kein Heilmittel zur Beziehungsverbesserung ist.

Soweit eine erste Antwort an Helmut Schiestl. Wir denken (wir hoffen), daß noch einige Reaktionen kommen werden, die wir im nächsten LOS-Heft drucken werden.



Buchbesprechungen

DIE ZÄRTLICHKEIT DES SONNTAGSBRATENS

Ursula, Daniel und Christoph Eggli

Zehn Jahre nach "Herz im Korsett" veröffentlicht Ursula Eggli in diesem Buch wieder ihre Tagebucheintragungen.

Ihre schwer sehbehinderte Mutter muß sich ein Bein amputieren lassen, ihr Bruder Daniel macht Konkurs, bricht aus seiner Ehe aus und spricht mit ihr zum ersten Mal über seine Homosexualität.

Die Häufung gleichzeitiger und kurz aufeinanderfolgender existentieller Krisen in ihrer Familie veranlassen sie, die Dynamik ihrer Familiengeschichte zum Ausgangsthema des Buches zu machen.

Ihre Texte und die Texte ihrer Brüder Daniel und Christoph ergänzen einander in einer intensiven Reflexion von Herkunft, Eltern, Kindheit, Behinderung, Sexualität, Tod.

Die Beiträge von Ursula, Daniel und Christoph Eggli sind jeweils in sich selbständig; sie behandeln, jeder für sich, die komplizierte Beziehung zu den beiden anderen Geschwistern, und, auf dieser Grundlage, die Entwicklung ihrer späteren Beziehungen.

Das für mich faszinierendste an diesem Buch ist die Offenheit und Direktheit mit der Ursula, Daniel und Christoph Eggli ihre Emotionen in Sprache umsetzen und unmittelbar anschließend politische Zusammenhänge deutlich machen.

Anstatt die Fülle der Aussagen der Texte nachzuerzählen (was ohnedies schwer möglich wäre), möchte ich ein paar Passagen zitieren, die mir besonders nahegegangen sind (wenn ich sie auch damit aus dem Zusammenhang reiße):

"Das ist schon etwas Unerhörtes. Schwul. Ein Erleben, das die Mehrheit der Männer nicht kennt ... nie kennen wird. Eine zusätzliche Dimension des Lebens, die der Mehrzahl der gelangweilten Samstagsbumsers auch immer verborgen bleiben wird. Privileg schwul. Schwul ist schön. .. könnte schön sein. Und nur auf dieser Basis kann man mit dem Stigma leben (...)

Eigentlich müßte ich vor Gericht klagen: He .. ihr habt mir zwanzig Jahre meiner Sexualität gestohlen. Ich fordere Schadenersatz. Ich habe eine Frau und zwei Kinder in die Geschichte hineingezogen. Ich fordere Genugtuung.

Ich will eine Entschädigung für nicht gelebte Sexualität. Was ist die Entschädigung für zwanzig Jahre nicht gelebte Sexualität? (...)" (Daniel Eggli)

"Ich entstamme einer ganz 'normalen' verkleinbürgerlichten Arbeiterfamilie mit ihren üblichen innerfamiliären Repressionsverhältnissen, die zwar interessant sind, aber ein Problem der Normalität darstellen. Warum ist denn aber diese Familie Eggli außerdem interessant? Weil sich in meiner Familie auffällige Behinderungen häufen, die sich außerhalb der statistischen Norm befinden! Meine Familie ist, durch die eugenische Brille betrachtet, eine erblich defekte 'Problemfamilie: Vater, Tendenz zum verhaltensauffälligen Alkoholiker, Mutter, starke Diabetikerin, schon von daher hätte ich als Kind mit größtem Erbrisiko nie geboren werden dürfen, Bruder homosexuell, Schwester lesbisch, dazu diese beiden "Fälle" einer schweren, rezessiv vererbten Muskelkrankheit in der gleichen Familie - ein wahrhaft trauriges Schicksal! Ein Schicksal, das offenbar nicht mehr weiter vererbt werden darf. (...) Wenn alle behinderten Kinder automatisch schon vor der Geburt abgetrieben werden, nähern wir uns einer faschistischen Gesellschaft. Dann hat die Frau bei ihrem Kampf um gesellschaftliche Anerkennung leider auch eine wichtige Niederlage erlitten. Sie ist zu dem geworden was den Interessen des Patriarchats entspricht: ein lebendiger Behälter für zukünftige, funktionstüchtige, gesunde und vor allem normgerechte Menschen! Ich dagegen bin stolz, daß ich einer sogenannten genetisch defekten 'Problemfamilie' entstamme, die nicht dieser Norm entspricht. Auch wenn ich manchmal - individuell gesehen - Mühe habe mit einzelnen Familienangehörigen, wie auch mit den Problemen meiner Familie." (Christoph Eggli)

"Ich habe in den letzten Wochen ein ganzes Heft vollgeschrieben. Seite um Seite, Zeile um Zeile ging es um Alice und mich, um unsere Liebe. Eine Auseinandersetzung, in der ich mich mit mir selbst über mich und über sie unterhielt. Wieder einmal

habe ich Papier und Zeit für meine Beziehungsprüfer verplempert. Und besonders Kraft, dieser kostbare Saft. Meine minimale schwache Kraft in den Händen. Schwache Kraft? - Ein Widerspruch in sich. Kräftige Schwächung der Finger, kraftvolle Schwäche ...? Doch - ich kann mir etwas darunter vorstellen. Kraftvolle Schwäche: Die Macht des Unterlegenen, der Stolz des Alten, die Ungebrochenheit eines Kleinen.

Ich brauchte meine minimale schwache Kraft in den Händen doch für das neue Buch.

Aber Alice ist mir eben wichtiger. Alice, die Erfüllung brachte, die mir meinen Frauenkörper zurückgab und meine Sexualität. Alice, die ihre Hände zwischen mein Korsett und die schmerzenden Knochen klemmt, die mich mit dem Feminismus bekanntgemacht hat und mit erweiterten politischen Dimensionen. (...) (Ursula Eggli)

Ursula, Daniel und Christoph Eggli,
Die Zärtlichkeit des Sonntagsbratens,
Zytglogge-Verlag, Bern 1986

Christine Petioky

SEXUALVERHALTEN UND PARTNERBEZIEHUNGEN JUNGER KÖRPERBEHINDERTER

Fredy Fuchs

Über dieses Buch von Fredy Fuchs kann ich nicht so viel sagen, wie über Bernhard Bächingers Buch, da es sich hauptsächlich mit Statistiken beschäftigt und das Thema von einer ganz theoretischen Ebene her behandelt. Die Statistiken sind zwar zum Teil ganz interessant, gehen aber, meiner Ansicht nach, viel zu wenig auf die Betroffenen ein. Ich glaube, daß Fredy Fuchs' Buch mehr eine statistische Studie ist, in der einige gute Ansätze enthalten sind. Ich muß aber auch positiv dazu sagen, daß Fredy Fuchs schreibt, daß

er mit diesem Buch die fehlenden wissenschaftlichen Grundlagen auf dem Gebiet der Sexualität bei Körperbehinderten verbessern will. Das ist ihm auch sicherlich gelungen. Er gibt auch einen guten Überblick über den gegenwärtigen Stand (1978) der Sexualforschung bei Körperbehinderten.

Ich glaube aber, daß, wenn man/frau sich mit dieser Problematik eingehender beschäftigen will, es absolut notwendig ist, sich nicht allein auf wissenschaftliche Untersuchungen und statistische Umfragen zu beschränken. Ich möchte dem Autor aber nicht vorwerfen sich prinzipiell nur auf das zu beschränken, aber in diesem Buch macht er das. Vielleicht habe ich mir vom Titel her einfach mehr bzw. zu viel erwartet.

Dieses Buch macht mich einfach kaum betroffen und ich würde auch nicht auf die Idee kommen, wie bei Bernhard Bächingers Buch, mich mehr mit meiner Einstellung zur Sexualität und mit meinen Problemen mit Körperbehinderten, auseinanderzusetzen.

Fredy Fuchs sagt auch, daß es in diesem Buch unter anderem darum geht, daß Körperbehinderte zu Wort kommen und ihre Meinung äußern. Ich konnte aber davon recht wenig finden, außer ein paar sehr kurze Zitate aus Interviews und Umfragen. Viel aussagender oder "betroffenmachender" wären z.B. ganze Interviews mit Körperbehinderten und Nichtbehinderten gewesen. Einige Zitate von Fredy Fuchs aus den Umfragen sind zwar recht eindrucksvoll, aber man/frau liest einfach zu schnell darüber hinweg. Die Ergebnisse, die Fredy Fuchs aus seinen Untersuchungen erhält, sind interessant und ich möchte hier ein paar wiedergeben:

- Für die befragten jungen Körperbehinderten ist Sexualität ein wichtiges Thema und keiner von ihnen ist bereit, sich auf eine asexuelle Rolle einzustellen.

- In den ersten Erfahrungen mit Selbstbefriedigung verhalten sich die meisten der Befragten ähnlich wie

Nichtbehinderte. In der Erfahrung mit Geschlechtsverkehr weichen die Befragten deutlich von den Nichtbehinderten ab: Geschlechtsverkehr ist weniger verbreitet als bei Nichtbehinderten.

- Die Gründe für die gestörte sexuelle Entfaltung sind nach einer Umfrage: behinderungsbedingte Einschränkung der Sexualfunktion, gesellschaftliche Isolierung und Unterbewertung, gestörte zwischenmenschliche Kommunikation zwischen Behinderten und Nichtbehinderten, die Persönlichkeit des Behinderten selbst, Einstellung der Eltern, Bekannten und Betreuer, das Leben im Heim

- Lösungsvorschläge der Befragten: Gespräche über Sexualität, Sexualberatungsstellen, gute Sexualaufklärung, menschliche Integration, technische Hilfsmittel, so wie Hilfe beim Geschlechtsverkehr oder der Selbstbefriedigung von anderen Personen.

Trotz meiner Kritik an diesem Buch, glaube ich, daß es, man/frau sich mit dieser Problematik beschäftigt, es ein wichtiges Buch ist, für mich vor allem auch im Zusammenhang mit dem von Bernhard Bächinger.

Schade ist auch, daß Fredy Fuchs sich "nur" mit jungen Körperbehinderten beschäftigt - auch ältere Körperbehinderte (über 30) haben sexuelle Bedürfnisse!

Fredy Fuchs,
Sexualverhalten und Partnerbeziehungen
junger Körperbehinderter,
PULS-Wissen, Reinach Schweiz 1978,
4. Auflage 1980

Lauschmann Irene

BEZIEHUNGEN PARTNERSCHAFT SEXUALITÄT

Sexualpädagogische Begleitung bei Menschen bis geistiger Behinderung

Marlene Gaidziza, Wolfgang Jäger-Waldau, Elisabeth Leskowa, Gerald Kollmann, Ursula Peckl, Trude Zelenka und Annette Wystrcil

Zuerst möchte ich einmal sagen, daß ich es ganz großartig finde, wenn endlich einmal das Thema Sexualität und geistig Behinderte angesprochen wird.

Für geistig behinderte Menschen stellt sich das Problem ja noch viel schwieriger als für Körperbehinderte. Abgesehen davon, sind geistig behinderte Menschen auch noch viel ausgegrenzter und isolierter als Körperbehinderte. Geistig behinderten Menschen kann man/frau auch viel leichter das Recht auf Sexualität absprechen. Weitverbreitet ist auch die Meinung, daß Geistigbehinderte besonders ausgeprägte Sexualtriebe hätten und daß diese unterdrückt werden müssen. Sexualverbrecher bringt man/frau ja auch sehr schnell in Verbindung mit geistig Behinderten. Noch dazu kommt, daß geistig Behinderte weniger Ausdrucksmöglichkeiten haben und sich viel schwieriger zur Wehr setzen können, als z.B. Körperbehinderte. Außerdem sind sie auch durch ihre Umwelt bzw. Eltern, Pflegepersonal viel leichter zu manipulieren.

Zu dieser Broschüre ist zu sagen, daß sie einmal ein ganz deutlicher Hinweis darauf ist, daß es eine sexualpädagogische Begleitung für Menschen mit geistiger Behinderung unbedingt braucht, weil diese Menschen genauso das Bedürfnis nach Zärtlichkeit, Liebe und Nähe haben, wie ihre Mitmenschen. Dazu ein Zitat (S.10): "Der geistig behinderte Mensch soll die Möglichkeiten haben, im Rahmen seiner Fähigkeiten, in einem sozialen System als gleichberechtigtes Mitglied zu agieren."

Diese Broschüre soll eine Art Begleitung bzw. Hilfe für die Aufklärung und Aus-

einandersetzung mit Sexualität geistig behinderter Menschen sein und wird diesem Anspruch auch voll und ganz gerecht.

Auf das Problem, das Eltern mit Aufklärung überhaupt haben und das noch größer wird in bezug auf ein geistig behindertes Kind, wird genau eingegangen. Ich glaube, daß hier eine große Hilfe geboten wird, Aufklärung als etwas Notwendiges und Normales zu sehen und daß auch ein geistig behinderter Mensch möglichst viel über seinen Körper und den des anderen Geschlechts wissen sollte. Ich glaube, wenn man/frau diese Broschüre gelesen hat, tut man/frau sich leichter mit der Frage: "Wie soll ich darüber reden?" Es werden gute Fallbeispiele dazu gebracht und eine gute Anleitung ist da, wie ein geistig behinderter Mensch seinen Körper kennenlernen und damit umgehen lernen kann. Sehr wichtig ist, daß Partnerbeziehungen akzeptiert sind und erlaubt werden.

Es werden auch alle Bereiche von Sexualität ganz offen angesprochen, wie z.B. Selbstbefriedigung. Auch auf alle körperlichen Vorgänge, wie z.B. Menstruation, Samenerguß ... wird genau eingegangen.

Ganz gut finde ich, daß die verschiedenen Bereiche immer im Zusammenhang mit Körperkunde und der sozialen Ebene gesehen werden. Ein ganz wichtiger Hinweis ist, daß nur wirkliche Vertrauenspersonen Sexualberatung und Aufklärung machen können und nicht ein unbekannter Fachmann und daß die Lösung von verschiedenen Problemen (z.B. Verhütung) nur individuell erfolgen kann.

Der geistig Behinderte wird auch wirklich miteinbezogen und hat das Recht selbst mitzubestimmen z.B. in bezug auf Sterilisation, Verhütung usw. Der Broschüre liegt auch viel gutes Anschauungsmaterial bei und es wird immer wieder darauf hingewiesen, noch zusätzliches zu verwenden. Ich finde es sehr schade, daß diese Broschüre bereits seit längerem vergriffen ist und hoffe sehr, daß sie bald neu aufgelegt wird.

Beziehung, Partnerschaft, Sexualität;
Sexualpädagogische Begleitung bei
Menschen mit geistiger Behinderung,
Wien, Oktober 1985;
Lebenshilfe Österreich

Lauschmann Irene

SEXUALVERHALTEN UND SEXUALBERATUNG VON KÖRPERBEHINDERTEN

Bernhard Bächinger

Zur Problematik der Sexualität von Behinderten gibt es sehr wenig Literatur, von der wenigen wiederum, die davon einen emanzipatorischen Standpunkt einnimmt, zählt zweifellos Bernhard Bächingers Buch.

In ihm liegt eine Arbeit vor, die sich sehr eingehend mit den vielschichtigsten und komplexesten Fragen dieser Thematik auseinandersetzt.

So wird im ersten Teil des Buches Sexualität vor dem Hintergrund sozioökonomischer Bedingungen beleuchtet. Wie etwa durch Werbung und kapitalistischer Leistungsideologie eine Norm geschaffen wird, der im besonderen der Behinderte - aber nicht nur dieser! - in den meisten Fällen nicht gerecht wird.

Da wird auch recht kritisch mit dem in der 68'er Revolte geprägten Mythos der "Sexuellen Revolution" umgegangen, der zwar einerseits eine Befreiung der Sexualität von moralischen Dogmen gebracht hatte, andererseits aber letztlich nur in einer konsumistischen Ideologie der stets verfügbaren Lust versandet ist und sich nahtlos in das System herrschender Vermarktung einfügen hat lassen. Ein Umstand, der mit dem Begriff der "repressiven Entsublimierung", geprägt von Herbert Marcuse, sehr gut umschrieben ist, und der darin besteht, daß je freier und ungezwungener der Mensch seine Sexualität ausüben kann, solange er dabei nur nicht die gängigen Leistungsnormen in Frage stellt, ihm Sexualität sozusagen

verfügbar ist, desto besser funktioniert er letztendlich für das System und hält dieses somit aufrecht.

Andererseits aber versäumt es Bächinger auch nicht, die leider immer noch im ausreichenden Maß vorhandenen repressiven, von der Kirche geprägten Moralvorstellungen, denen besonders in kirchlichen Heimen wohnende Behinderte sehr stark ausgesetzt sind, zu hinterfragen. Schließlich sind sie es, die eine natürliche Einstellung zur Sexualität sowohl bei Nichtbehinderten als auch bei Behinderten in vielen Fällen verhindert haben und es zum Teil auch immer noch tun.

Im zweiten Teil beschäftigt sich das Buch mit der speziellen Lebenssituation Körperbehinderter. Wohnung, Schule, Arbeit, soziales Umfeld usw. werden gerade im Hinblick auf die Entfaltung eines natürlichen Sexualverhaltens hin abgefragt. Der dritte Teil befaßt sich mit den physischen und biologischen Voraussetzungen, die das Sexualleben im allgemeinen und im besonderen des Körperbehinderten erschweren können, wenn dieses einer allgemein herrschenden Norm entsprechen soll. Bächinger scheut sich hier nicht, auch Tabus wie etwa Masturbationspraktiken bei Schwerstbehinderten, die zu dieser Tätigkeit selbst nicht in der Lage sind und dazu die Hilfe einer anderen Person benötigen, aufzugreifen.

Im vierten und letzten Teil schließlich kommt der Autor auf die Einrichtung der Sexualberatungsstellen und deren Nützlichkeit für Körperbehinderte zu sprechen.

Am Beispiel einer solchen Einrichtung in den Niederlanden; ein Land, in dem man in diesen Fragen sicher sehr viel aufgeschlossener gegenübersteht als hierzulande und wo das Thema der Sexualeklärung auch schon eine sehr lange Tradition hat, werden hier die Möglichkeiten einer solchen Institution aufgezeigt. Die Beratungsstelle für Körperbehinderte in Arnheim, auf die in dem Buch näher eingegangen wird, wurde sowohl von Behinderten als auch Nichtbehinderten gemeinsam initiiert, ein Umstand, der mir sehr wichtig

erscheint, und in der beide Gruppen auch mitarbeiten. Es werden darin wohl individuelle Beratungen wie auch Gruppentherapien angeboten, Clubabende organisiert, und zum Teil auch direkte Sexualhilfe geleistet, wenngleich diese Problematik auch sehr schwierig ist, und nur in ganz schweren Fällen angeboten werden konnte.

Was mir daran auch wichtig erscheint, ist die Offenheit, mit der in diesen Institutionen an diese Thematik herangegangen wird, man hat das Gefühl, das hier wirklich frei von jeglicher Moralisierung und Tabuisierung versucht wird, gemeinsam Lösungen zu finden, die auch den Schwerstbehinderten ein einigermaßen erträgliches Leben ermöglichen.

So bildet das Buch ein sehr informatives und allen, die sich mit diesem Thema beschäftigen, aufschlußreiches Einstiegs-mittel.

Was mich daran teilweise ein wenig stört, ist die oft ein wenig sterile Form, in der die einzelnen Artikel abgehandelt sind, wenngleich der Autor aber auf statistisches Material weitgehend verzichtet hat. Auch schön klingende Forderungen nach einem "Recht des Behinderten auf Sexualität" dürfen ihre Grenzen sehr schnell an der Freiheit des/der anderen, an den/die sich eine solche Forderung im konkreten Fall dann richtet, erfahren. Oder konkreter: Was nützt es mir, wenn ich mich in ein Mädchen verliebe, dieses aber meine Gefühle ganz einfach nicht erwidern kann, auf ein Recht zu pochen, das mir einfach zustünde?

Auch müßte noch genauer der Frage nachgegangen werden, ob die im Buch angegriffenen Schönheitsnormen wirklich nur auf die kapitalistische Produktionsweise zurückführbar sind. Seit neuerem werden ja auch in kommunistischen Ländern Schönheitswettbewerbe abgehalten, und der schöne, gesunde Arbeiterkörper war und ist ja auch Teil sozialistischer Ästhetik.

Helmut Schiestl

&

Ganz allgemein möchte ich zu diesem Buch sagen, daß mir der Aufbau sehr gut gefällt. Es ist in vier Teile gegliedert: Teil I: Sexualität, Teil II: Körperbehinderte, Teil III: Sexualität bei Körperbehinderten, Teil IV: Sexualberatung für Körperbehinderte. Diese vier Teile werden jeweils wieder in verschiedene Punkte aufgegliedert, was das Ganze sehr anschaulich macht. Was dabei auch angenehm ist, daß wenn man/frau dieses Buch nicht nur einmal liest, sondern damit arbeitet, nicht alles wiederlesen muß. Es ist ohne weiteres so verständlich, daß man/frau nur ein Kapitel herausgreifen und verstehen kann, ohne den ganzen Zusammenhang nachlesen zu müssen. Hier ist auch anzumerken, daß der Autor nicht nur versucht allgemein verständlich zu schreiben, sondern daß ihm das auch gelingt und das auch bei sehr komplexen Zusammenhängen.

Wichtig ist, daß Bernhard Bächinger seinen Ausgangspunkt zu diesem Buch und dessen Zweck darlegt. Sein Ausgangspunkt ist eine positive und bejahende Einstellung zur Sexualität und das Buch soll zeigen, daß viele Probleme der Körperbehinderten (nicht nur mit Sexualität), durch Normen und Werte, die von Nichtbehinderten aufgestellt sind, entstehen. Bernhard Bächinger sieht Sexualität als ein unspezifisches Grundbedürfnis der Menschen, das zur Voraussetzung funktionierende Körperorgane hat.

Im ersten Teil des Buches weist Bernhard Bächinger zunächst einmal auf die gesellschaftlichen Zusammenhänge hin. Er wirft dann die Frage auf, was Sexualität überhaupt ist und bietet dazu zwei Erklärungsmodelle: "ein ablehnendes" von Sigmund Freud und ein bejahendes von Fricker und Lerch. Er geht dann zu seiner eigenen Definition über, die ganz klar und deutlich in Richtung von Befreiung und Bejahung von Sexualität geht.

Bernhard Bächinger geht dann über zum Problem der Sexualunterdrückung und geht auf zwei ihrer Faktoren genauer ein, ohne zu vergessen, daß auch noch andere Faktoren mit im Spiel sind.

Nicht zu vergessen ist hier sein Hinweis, daß, wenn es um Emanzipation der Sexualität geht, diese nicht losgelöst von der Emanzipation der Gesellschaft gesehen werden darf.

Im zweiten Teil des Buches geht der Autor zunächst einmal ganz allgemein auf Körperbehinderte und deren Benachteiligung ein. Besonders gut finde ich, daß er zuerst die beiden Begriffe Körperbehinderung und Randgruppen genauer erklärt und definiert. Das erscheint vielen vielleicht als unnötig, aber bei genauem Lesen zeigt sich erst, wie wichtig es ist, sich mit diesen Begriffen, vor allem mit dem der Körperbehinderung genau auseinanderzusetzen. Bernhard Bächinger analysiert die Benachteiligung der Körperbehinderten und deren Gründe sehr genau. Er geht zwar von der Situation in der Schweiz aus, aber im großen und ganzen dürfte das auch auf Österreich zutreffen.

Benachteiligung analysiert der Autor sehr einleuchtend an zwei gegenseitig konkurrierenden Erklärungsmodellen, und zwar am sozio-ökonomischen und am sozialpsychologischen Ansatz. Er bringt dann noch Einwände gegen diese beiden Ansätze an und kommt dann zur eigenen Schlußfolgerung.

Der Autor vergißt auch nicht ganz bemerkenswerte Lösungsvorschläge zur Überwindung der Benachteiligung von Körperbehinderten zu machen, wobei es mir schwerfällt zu beurteilen, ob diese Lösungen zu verwirklichen sind.

Im dritten Teil des Buches kommt Bernhard Bächinger sozusagen auf das Hauptthema seiner Arbeit zu sprechen. Er macht hier zwei recht wichtige Anmerkungen, die ich hier kurz wiedergeben möchte. Einmal, daß er im ersten Teil des Buches den Begriff Körperbehinderung in bezug auf Sexualität nicht verwendet hat, um klar zu machen, daß alles, was allgemein über Sexualität ausgesagt wird, auch für Körperbehinderte seine Gültigkeit hat. Die zweite, ganz besonders wichtige Anmerkung ist, daß Sexualität nicht losgelöst von Beziehung diskutiert werden kann.

Bernhard Bächinger stellt dann in drei Thesen die wichtigsten Punkte in bezug auf Sexualität und Körperbehinderung dar. Bei der genaueren Darstellung seiner Thesen ist mir sein Hinweis darauf, daß die Rollenverteilung von Mann und Frau, in bezug auf die Sexualität, körperbehinderte Frauen ganz besonders schwer trifft, sehr wichtig. Auch die Überwindung der Benachteiligung sieht Bernhard Bächinger von zwei Seiten, die mir sehr richtig erscheinen, und zwar, daß auf der einen Seite die Isolation des Körperbehinderten zugunsten der Integration aufgehoben werden und die gängigen Leistungsnormen überwunden werden müssen. Auf der anderen Seite müssen Normen und Werte auf dem Gebiet der Sexualität erweitert werden, wenn das Recht auf Sexualität für Körperbehinderte nicht zur Farce werden soll.

Im vierten Teil des Buches schreibt der Autor über Sexualberatung bei Körperbehinderten. Er faßt den Begriff Sexualberatung - analog zu dem von Sexualität - sehr weit und sieht die Schwierigkeiten in der Sexualität wieder einmal auf zwei verschiedene Arten: einmal die fehlenden sexuellen Kontakte und zum zweiten, daß es bei sexuellen Kontakten zu Schwierigkeiten kommt. Er stellt dann fest, daß es in der Schweiz (1978) so gut wie keine Sexualberatung gibt, was auch auf Österreich zutreffen dürfte, wo es so viel ich weiß, bis heute nichts offizielles derartiges gibt. Bernhard Bächinger verweist dann aufs Ausland, vor allem auf die skandinavischen Länder, die offensichtlich bereits vor zehn Jahren auf diesem Gebiet wesentlich fortschrittlicher waren.

Näher geht der Autor hier auf ein niederländisches Modell der "Niederländischen Vereinigung für sexuelle Reform" (NVSH) ein.

Bernhard Bächinger
Sexualverhalten und Sexualberatung
von Körperbehinderten

PULS-Wissen, Reinach Schweiz 1978,
4. Auflage 1980

Lauschmann Irene